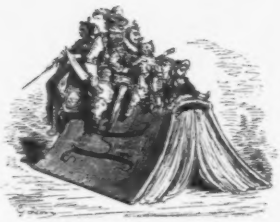
Märchen

nach

Perrault neu erzählt von Moriz Hartmann,

illustrirt von

Gustav Doré.



Stuttgart.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger.

THEATRE

Inhalt.

	Seite
Vorrede	I
Das Rothkäppchen. Mit 3 Bildern	1
Der kleine Daumerling. Mit 11 Bildern	5
Das Dornröschen. Mit 6 Bildern	13
Aschenputtel. Mit 3 Bildern	23
Der gestiefelte Kater. Mit 4 Bildern	31
Riquet mit dem Schopf. Mit 1 Bild	37
Eselshaut. Mit 6 Bildern	45
Die Fee. Mit 2 Bildern	59
Blaubart. Mit 4 Bildern	63

Vorrede.

In Deutschland giebt es Leute genug, selbst gescheidte Leute, die verstimmt waren, in des geistvollen Gustav Doré's Illustrationen der Märchen nicht die Einfalt der Brüder Grimm zu finden. Doré aber hat einen Franzosen illustrirt, Charles Perrault, und nicht Jakob Grimm und das deutsche Volksmärchen. Die Kritiker des produktivsten und vielseitigsten Illustrators unserer Zeit vergessen den Unterschied der Epochen, der Personen, der Zwecke und der Sprachen. Der Schriftsteller sitzt nie allein an seinem Pulte — thäte er es, er bliebe ewig allein — mit ihm sitzen der Geist seines Volkes und seiner Zeit, und ihm am allernächsten seine Sprache. Perrault konnte schon im 17. Jahrhundert nicht Märchen schreiben, wie sie die Brüder Grimm in deutscher Sprache und auf deutschem Boden noch zweihundert Jahre später schreiben konnten. Die klassische Periode war schon da, die Sprache fertig und bereits so geartet, wie sie der geistvolle J. J. Ampère charakterisirt: durchsichtig wie Glas, aber auch so unbiegsam. Es ist das dieselbe Sprache, hinter welche Balzac und P. L. Courier zurückgehen mußten, als Jener seine Contes Drôlatiques schreiben, dieser Daphnis und Chlos übersetzen wollte. Zu Perrault's Zeiten mußten bereits Racine'sche Griechen und Römer wie Versailler Hofleute sprechen, wodurch sie selbst zu solchen wurden, und mußte Flechier selbst den Fanatismus, und Bossuet, der lieber den Jesaias gespielt hätte, Religion, deren Politik und Philosophie mit Eleganz und konventioneller Form umkleiden. Perrault wußte sehr wohl, was er that, und wie er dem Volke Ludwig's XIV. und in seiner Sprache Märchen erzählen mußte. Von ihm gilt mutatis mutandis, was Wilhelm Raabe bei Gelegenheit unseres J. K. A. Musäus sagt: „Wer das Märchen nicht in naiver Schönheit und Hoheit abschreibt, wie Jakob und Wilhelm Grimm, wer es nicht mit parfümirtem Wasser besprengt, wie Hans Christian Andersen, dem wird sich Orient und Occident in demselben halbironischen

Helldunkel bewegen, wie dem Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts.“ — „Die Welt will immer ſich ‚was erzählen‘ laſſen; geſtern ſcherzte die Ironie des Rococo, heute hat die bitterſüße Gegenwart das Wort und wieder nach achtzig Jahren wird wieder ein Anderer unter der Linde ſitzen und die alte Fabel, das Märchen, welches man nicht ‚macht‘ mit dem Gewande des Tages, der dann ſein wird, bekleiden.“

Wenn wir nun dieſen Platz unter der Linde einnehmen und die Märchen Perrault's auf's Neue und auf unſere Weiſe erzählen, ſo thun wir es in der aufrichtigen Meinung, dazu berechtigt zu ſein: einmal weil die Märchen Perrault's, etwa „Riquet mit dem Schopfe“ ausgenommen, zu denjenigen gehören, die man nicht „macht“, die auch er nicht gemacht und die deßhalb Jedermann erzählen darf, und dann weil er vielleicht, entkleidet von manchem veralteten, uns Deutſchen doppelt fremden Flitter, zugänglicher, und durch manche zeitgemäße Zuthat uns ſo nahe gebracht wird, als er es ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten zu ſein wünſchte. Da er zu jenen Dichtern gehört, die ſich zuthunlich und umgänglich an ihre lebendige Umgebung wenden und anlehnen, geſchieht ihm kein Unrecht, wenn man ihn „renovirt“ und „mit dem Gewande des Tages“ bekleidet. In ſeinem Kern, im Ganzen und Großen iſt Perrault ſeinem Volke noch heute ſo lieb, friſch und lebendig, als er es je geweſen; warum ſollte er es nicht auch uns ſein, da es, wie die Gemeinſchaftlichkeit des Beſitzes beweiſt, gerade in Beziehung auf das Märchen keine nationalen Gränzen und Scheidewände gibt. In der Stimmung, in der man ſich Märchen erzählen läßt, iſt jeder Menſch Weltbürger, wie das Kind, das Volk und wie das Märchen ſelbſt. — Außerdem gehören ja Perrault's Märchen in ihrem Keime, mit Ausnahme weniger, zu denjenigen, welche beinahe allen europäiſchen Völkern eigen ſind und deren Urſprung, wie die deutſche Forſchung nachgewieſen, an den Wiegen der indo-europäiſchen Stämme zu ſuchen iſt, am Ganges, am Fuße des Hymalaya, auf den Höhen Irans. Es iſt wunderbar genug, daß dieſe allein, die mit den Völkern aufwuchſen und mit ihnen alle Veränderungen der Jahrtauſende durchmachten, ſich als lebensfähig erwieſen, daß hingegen alle „gemachten“ Märchen, und ſtammten ſie ſelbſt aus den Köpfen der größten Dichtergenies, wie wurzelloſe Pflanzen ſchnell abſterben. Hat je das Volk etwas von Goethe's Märchen erfahren? Sie ſind kaum dem Gebildeten vertraut, während jedes Kind das Dornröschen kennt, das nichts anderes iſt, als die Walkyre Brunhilde, die Mutter der Nibelungen-Brunhilde, und wahrſcheinlich die ſpäte Enkeltochter einer uraltariſchen Göttin aus den Tiefen Aſiens. Die Amme, die von Dornröschen erzählt, erzählt eine Weltdichtung, die vor Jahrtauſenden unter anderen Sonnen Völker mit religiöſen Schauern erfüllte.

Doch es ist bei dem leichten, anmuthigen Franzosen kaum am Platze, an solche Ehrwürdigkeit, an das Tiefmystische der holden Märchen und ihrer Geschichte, und an all' das, wovon er keine Ahnung hatte, zu erinnern. Wir wollen diese Gelegenheit aber benützen, um beim Leser ein neueres Märchen einzuschmuggeln, das eine andere Art von Ehrwürdigkeit besitzt und das er als fromme Ouverture zu dem in Scherz und Heiterkeit gekleideten Ernst betrachten möge. Es hat sein Gutes, mit etwas gehobener Stimmung selbst dem leichten Spiele entgegen zu gehen.

Die erste Himmelfahrt.

(Eine italienische Legende.)

Unser Heiland zeigte sich schon als ein kleines Kind fromm und gottesfürchtig, als ein Lamm Gottes, das er war. Sein Kopf war oft von Gedanken an den Himmel erfüllt. Eines Tages, da er auf dem Hofe vor dem Hause auf einem Haufen von Hobelspänen saß und seinem Vater, dem heiligen Joseph, zusah, wie der mit der Art an einem großen Balken zimmerte, und wie dem frommen Mann die großen Schweißtropfen vom Gesichte fielen, wandten sich mit Einemmale wieder seine Gedanken dem Himmel zu. Ein Heimweh, eine große Sehnsucht ergriff ihn; er hätte gerne wieder einmal den Himmel gesehen, in dem er zu Hause war. Diese Sehnsucht wurde so stark, daß sie nach und nach zu einem Gebete wurde; die heilige Jungfrau hat wohl auch ihre Fürbitte mit eingelegt und so wurde sein Gebet erhört. Der Haufe von Hobelspänen verwandelte sich in eine Lilie; Jesus saß in dem Lilienkelche und dieser hob sich rasch, rasch dem Himmel entgegen, denn der Stengel wuchs, wuchs, wuchs mit wunderbarer Schnelligkeit. Gleich war das Christuskind am Rande des Himmels und da stieg es aus und ging auf die Himmelsthüre zu, die der heilige Petrus bereitwillig und mit großer Freude öffnete. Es ging ein und wurde vom lieben Vater im Himmel, der es erwartet hatte, herzlich empfangen. Da war große Freude und himmlisches Entzücken. Nach einiger Zeit sagte der himmlische Vater: „Geh und sieh Dich ein wenig im Himmel um, nach dem Du Dich so sehr gesehnt hast und aus dem Du schon seit so langen Jahren entfernt bist." Das Christuskind ging also lustwandeln durch den Himmel, und all' die unbeschreibliche Pracht und Herrlichkeit freute es doppelt nach dem Aufenthalte in dem irdischen Jammerthale. Der alte Petrus, der überall bekannt war, begleitete es und zeigte ihm Alles. Da kamen sie an einen schönen Ort und mitten auf diesem schönen Ort wuchs dünn und traurig ein einsames Schilfrohr.

„Wie kommt dieſes dünne und arme Schilfrohr hierher mitten unter die prächtigen Palmen, Cedern und Granatbäume?“ fragte das Chriſtuskind.

„Dieſes dünne und arme Schilfrohr,“ antwortete Petrus, „werden ſie Dir unten auf der Erde anſtatt eines Scepters in die Hand geben, um Dich zu verhöhnen.“

Wie ſie weiter gingen, ſtand auf einem andern ſchönen Orte ein öder Strauch mit gewaltig ſtachligen Dornen.

„Wie kommt dieſer öde Strauch mit den gewaltig ſtachligen Dornen an dieſen ſchönen Ort mitten unter Roſen, Lilien und Nelken?“ fragte das Chriſtuskind.

Antwortete Petrus: „Aus dieſen Dornen werden ſie unten auf der Erde Deine Krone machen, die ſie Dir in die Stirne drücken werden, daß das Blut in großen, ſchwarzen Tropfen herabfließen wird.“

Da wurde das Chriſtuskind traurig und ſchnell eilte es von dem Strauch mit den gewaltig ſtachligen Dornen hinweg. — Da gerieth es auf einen großen Platz, der war ein Zimmerplatz und viele Zimmerleute arbeiteten eifrig an zwei Balken, daß es hallte und die Späne weit davonflogen, und dazu machten ſie finſtere und ergrimmte Geſichter.

„Dieſe finſtern und ergrimmten Geſichter,“ ſagte das Chriſtuskind, „paſſen nicht in den Himmel, und der Lärm, den dieſe Leute verführen, ſtört die himmliſche Ruhe. Was machen denn dieſe Leute hier, wo immer Feiertag ſein ſollte?“

Antwortete Petrus: „Sie zimmern und bauen das Kreuz, an das ſie Dich unten auf der Erde heften werden.“

Gerne hätte ihm Petrus das verſchwiegen, oder ihm etwas anderes geſagt, wenn man im Himmel lügen dürfte. Das Chriſtuskind ſeufzte aus ſchwerem Herzen und war ſehr betrübt. Noch raſcher als vorhin eilte es weiter und da kam es an eine Werkſtatt, in welcher Feuerarbeiter bei großen Flammen, an Ambosen und mit Hämmern arbeiteten, daß es gewaltig tönte und die Funken weit umherſtoben. Und dieſe Feuerarbeiter ſahen ſchwarz und rußig und ſchmutzig aus. Das Chriſtuskind hatte nicht mehr das Herz zu fragen, was denn dieſe Leute ſchafften; Petrus aber dachte, weiß es nun ſo viel, ſo ſoll es auch Alles wiſſen, und ſagte: „Dieſe hier hämmern die Nägel, die man Dir durch Hände und Füße ſchlagen wird, und ſchmieden die ſcharfe Lanze, mit der man Dir die Seite durchſtoßen wird, daß Blut und Waſſer herauskommt.“

Da fing das Chriſtuskind laut zu weinen an, wollte nicht weiter luſtwandeln und lief zum Vater zurück mit großem Geſchrei.

„Warum weinst Du, mein Kind?“ fragte der himmlische Vater, als er es so angstvoll herankommen sah.

„Ach,“ sagte das Christuskind schluchzend, „ich habe das Schilfrohr gesehen, mit dem man mich verhöhnen wird, und die Krone von Dorn, mit der man mich krönen wird, und das Kreuz, darauf man mich heften wird, und die Nägel, die man mir in Hände und Füße schlagen wird, und die große Lanze, mit der man mir die Seite durchstoßen wird, daß Blut und Wasser herauskommt. Ich will nicht mehr zurückkehren auf die Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten; ich will lieber gleich hier bleiben bei meinem Vater im Himmel.“

Der himmlische Vater schüttelte den Kopf. Es war ihm in seiner unendlichen Güte nicht recht, daß Petrus ihn all' das hatte sehen lassen und er war erzürnt über den Alten. Aber da war nichts mehr zu thun und der Vater sagte: „Wie, mein Sohn, so willst Du die arme, sündige Welt ohne Erlösung lassen und willst Dich der himmlischen Pracht und Herrlichkeit erfreuen, ohne sie verdient zu haben?“

Da weinte das Christuskind noch einmal auf und sagte: „Nein, das will ich nicht, in meiner Barmherzigkeit! Sende mich nur gleich wieder zurück zur Erde, wo mich so viele und so große Leiden erwarten!“

Und er hatte das kaum gesagt, so saß er wieder auf dem Hofe seines Vaters Joseph, des Zimmermanns, auf dem Haufen von Hobelspänen, und sah dem heiligen Joseph zu, wie der mit der Axt an einem großen Balken zimmerte, und dachte dabei der himmlischen Zimmerleute, die an seinem Kreuze arbeiteten, und lächelte.

Das Rothkäppchen.

Es war einmal ein kleines Mädchen, ein liebes, herziges Ding, das alle Welt lieb hatte. So wenigstens wird erzählt und steht es selbst gedruckt; ob es darum wahr ist, möchten wir doch bezweifeln, denn gerade so liebe herzige Dinger, die alle Welt lieb hat, mag der Neid nicht leiden, und der Neid — das ist der wahre Wolf in der Fabel wie in der Wirklichkeit, der so liebe, herzige Dinger verschlingt. Das sieht man ja alle Tage. Am liebsten hatte das liebe, herzige Ding die Großmutter, die kaufte ihm ein schönes Mäntelchen mit einer rothen Kapuze daran und darnach hieß es Rothkäppchen. Eines Tages, da die Mutter Kuchen gebacken, sagte sie zu Rothkäppchen: „Rothkäppchen, die Großmama ist krank; geh' hin und erkundige Dich schön, wie es ihr geht, und bringe ihr hier von dem schönen Kuchen, so lange sie noch frisch sind, und etwas Wein und Butter dazu und allerlei gute Sachen, die ich in das Körbchen packe." Rothkäppchen ging immer gerne zur Großmutter, obwohl es ein langer Weg war, denn man weiß es ja, wie die Großmütter die Enkelchen lieben, und das Enkelchen möcht' ich sehen, das nicht auch die Großmutter lieb hätte. Ehe es ging, sagte noch die Mutter: „Kind, Kind, gehe immer gerade aus; sieh' nicht rechts, nicht links, und lasse Dich durch Niemand vom geraden Wege ablocken!" — So ungefähr sagen ja die Mütter immer, wenn die Töchter hinausgehen; manchmal nützt es, öfter auch nicht, denn die besten Reden sind ja aus Luft gemacht. Wie Rothkäppchen in den Wald kam, begegnete ihr der Gevatter Wolf.

Sie hatte keine Angst, denn sie war ein gutes, unschuldiges Ding, das noch nicht wußte, was ein Wolf ist. Er aber verstand sich ganz wohl auf einen guten Bissen und er hätte sie am liebsten gleich aufgefressen, wenn nicht Leute in der Nähe gewesen wären, die er fürchtete. Da machte er sich so an sie, wie man zu thun pflegt, mit gleichgültigen und freundlichen Reden.

„Guten Morgen, Rothkäppchen! Wohin des Weges?"

„Danke schönstens! Ich gehe zur Großmutter; die ist krank und ich bringe ihr frischgebackene Kuchen von meiner Mutter, und Butter und Wein und allerlei gute Sachen."

„Wohnt sie weit von hier, Deine Frau Großmutter?"

„O ja, recht weit, hinter dem Walde, an der Mühle vorbei, im ersten Hause vor dem Dorfe."

„Nun da sie krank ist," sagte der Wolf und legte fromm die beiden Vorderlatzen in einander, „nun da sie krank ist, will ich sie auch besuchen. Ich mache gerne Krankenbesuche, tröste die Leidenden und spreche ihnen von Gottes Wort. Gehe Du nur gerade aus, liebes Rothkäppchen; sieh' nicht rechts, nicht links, und lasse Dich durch Niemand vom geraden Wege ablecken. Ich will nur noch einen Krankenbesuch machen, dann komme ich Dir nach."

„Der gute Wolf," dachte Rothkäppchen, „er spricht gerade wie meine Mutter. Aber wie viel muß er zu thun haben, wenn er alle Leidenden trösten will. Es gibt doch recht gute Seelen! Und wie er sich beeilt, um Gutes zu thun! Läuft er doch, als könnte er es nicht erwarten."

Während sie so dachte, lief der Wolf in der That was er laufen konnte, aber nur um Rothkäppchen einen Vorsprung abzugewinnen und vor ihr bei der Großmutter anzukommen.

Rothkäppchen sah viele schöne Blumen im Walde stehen; die pflückte sie und steckte sie in die Butter und in die Kuchen; dann wand sie kleine Kränzchen und schlang sie um die Flasche, um Alles recht schön aufzuputzen; dann guckte sie manchem Vöglein in's Nest und wunderte sich, wie die Jungen die gelben Schnäbel so weit aufmachten. Sie brach kleine Stückchen Kuchen ab und steckte sie ihnen hinein. „So," dachte sie, „thue ich auch etwas Gutes, denn die Vöglein sind gewiß hungrig. Wein darf ich ihnen nicht geben; ich bekomme ja auch keinen, denn der ist nicht für die Jugend."

Der Wolf hatte indessen seine Zeit nicht verloren mit Blumenpflücken, Kränzleinwinden, Nestleinguckeu — denn die Bosheit eilt, als ging's in's Paradies — und war vor dem Hause der Großmutter angekommen und klopfte an die Thüre: Tep! Tep!

„Wer ist draußen?" fragte die Großmutter mit ihrer schwachen Stimme.

„Ich bin es, das Rothkäppchen. Ich bringe Dir Wein und Kuchen und allerlei gute Sachen."

„Drücke die Klinke und sie wird springen!"

Der Wolf drückte die Klinke und sie sprang, und er warf sich auf die arme Großmutter und verschlang sie in einer Minute, als wäre es nichts. Dann that er ihre Kleider an, setzte ihre Haube auf, zog sie tief in's Gesicht, schloß die Thüre, legte sich in das warme Bett und wartete. „Hat schon die alte, magere Großmutter gut geschmeckt," dachte er, „wie wird erst das appetitliche Rothkäppchen schmecken. Ich sehne mich nach ihr, ich liebe sie zum Fressen."

Rothkäppchen ließ nicht lange auf sich warten. Top! Top!

„Wer ist draußen?" fragte der Wolf und gab sich alle Mühe, die Stimme der Großmutter nachzuahmen.

„Ich bin es, das Rothkäppchen; ich bringe Dir Wein und Kuchen und allerlei gute Sachen und viele Blumen."

„Drücke die Klinke und sie wird springen!" —

Rothkäppchen drückte die Klinke und trat ein. Die Stimme der Großmutter klang ihr etwas verdächtig und in der Stube war eine sonderbare Atmosphäre, fast wie in einer Menagerie. Es wurde ihr eigenthümlich zu Muthe. Ahnung nennt man das, und wie es heißt, empfindet das Jeder, der gefressen werden soll. Sie wußte gar nicht, was thun und sagen, und sah sich ganz ängstlich in der Stube um. Der Wolf zog die Decke über's halbe Gesicht und anstatt sie gleich zu fressen wie die Großmutter, sagte der alte Sünder mit verstellter Stimme: „Mein liebes Rothkäppchen, stelle die Sachen hin, kleide Dich aus und lege Dich zu mir in's Bett."

Zitternd gehorchte das Rothkäppchen, kleidete sich aus und legte sich in's Bett zu dem alten Sünder. „Ach," dachte sie, „es ist mir als hätte ich Unrecht gethan, daß ich der Mutter nicht gehorchte, und daß ich nicht den geraden Weg gegangen bin." Und wie sie die Decke aufhob, war sie erstaunt über das Aussehen ihrer Großmutter.

„Aber, Großmutter, was hast Du für lange Arme?"

„Daß ich Dich besser umarmen kann."

„Aber, Großmutter, was hast Du für lange Ohren?"

„Daß ich Dich besser hören kann."

„Aber, Großmutter, was hast Du für große Augen?"

„Daß ich Dich besser sehen kann."

„Aber, Großmutter, was hast Du ein entsetzliches Maul?"

„Daß ich Dich besser fressen kann."

Und wie er das sagte, fraß er sie auf.

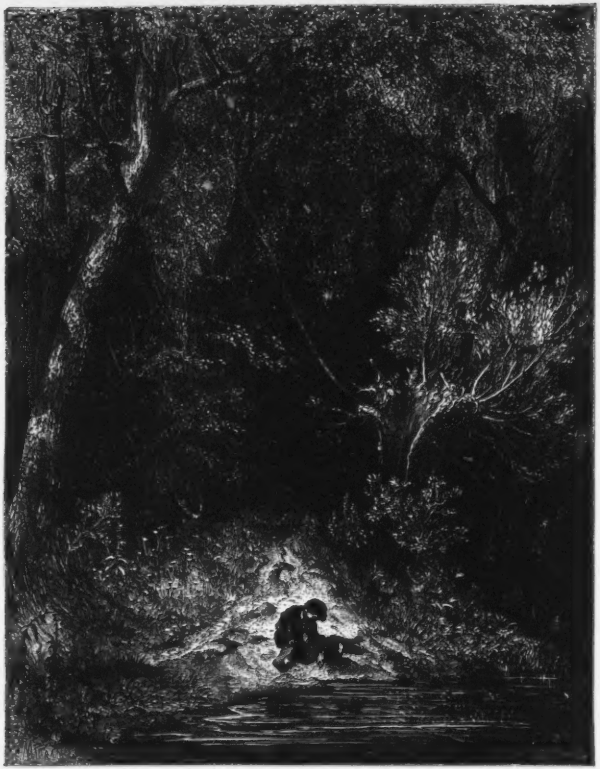
Aber das wäre eine ganz traurige Geſchichte, wenn ſie ſo enden ſollte, und da gäbe es ja gar keine Gerechtigkeit auf Erden, wenn die Wölfe die Rothkäppchen ſo ungeſtraft freſſen könnten. Eine ſchöne Geſchichte muß gut ausgehen und Gerechtigkeit muß ſein, wenn noch ſo unwahrſcheinlich. Und ſo war es. Der Wolf ſchlief ein, als hätte er das beſte Gewiſſen, denn ſein Grundſatz war:

„Ein guter Biſſen
Iſt das beſte Ruhekiſſen.“

und ſchnarchte, daß der Wald davon wiederhallte. Dieſes Schnarchen war ſein Verderben. Der Jäger hörte es und kam herbei, ohne zu wiſſen, daß er in dieſem Moment die göttliche Gerechtigkeit vorſtellte, wie es überhaupt wenige Menſchen wiſſen, was ſie vorſtellen. Erſt glaubte er, es ſei die alte Frau, die ſo ſchnarchte; wie er aber ſah, daß es der Wolf war, ſagte er ſich gleich, daß er gewiß etwas im Leibe habe, zog leiſe ſein großes Meſſer hervor und ſchnitt ihm den Bauch auf. Da ſprang nicht nur das Rothkäppchen, ſondern auch die Großmutter heraus. Der Wolf, dem nichts ſo unangenehm war, als ein leerer Bauch, erwachte und machte große Augen, als er die Großmutter und Rothkäppchen vor ſich ſtehen ſah. Er war ſehr empört, daß man es wagte, ihm wieder zu nehmen, worauf er ſich mit ſeinen Zähnen ein Recht erworben und was er ſich definitiv annektirt hatte. Er wollte eben ſeine Stimme erheben, um zu proteſtiren und ſein Recht zu wahren, als ihn der Jäger niederſchoß, „denn,“ ſagte der Jäger, „das Laſter muß am Ende beſtraft werden, ſonſt geht es nicht.“

Rothkäppchen aber wich nie wieder vom geraden Wege ab, und der Großmutter hatte der heilſame Schreck und der Aufenthalt im warmen Leibe des Wolfes ſehr gut gethan, daß ſie nie wieder den Schnupfen bekam. So wurde beiderſeitig die Unſchuld gerettet. Damit aber auch die Tugend belohnt werde, trank der Jäger allen Wein aus, den Rothkäppchen mitgebracht hatte.

G. Doré



Der kleine Däumerling.

Es war einmal ein armer Mann und eine arme Frau, und weil sie sehr arm waren, hatten sie viele Kinder. Nicht weniger als sieben und die waren alle Knaben. Der älteste war nicht älter als zehn Jahre, der jüngste war erst dreijährig. Das kam daher, daß der Storch, ein besonders starker Storch, ihnen manchmal zwei in Einem Jahre brachte. Der jüngste war klein, sehr klein, aber ganz außerordentlich klein, und weil er, als er zur Welt kam, nicht größer war als ein Daumen, nannte man ihn den kleinen Däumerling. Es ist das derselbe kleine Däumerling, der nachher so berühmt geworden. Aber das Sprüchwort sagt:

Klein und keck
Schlagt die Großen weg.

Der kleine Däumerling war klug, klüger als alle seine Brüder, sprach wenig und hörte und merkte viel.

Da kam eine große Hungersnoth in's Land. Die armen Leute hatten kein Brod für die vielen Kinder, und weil sie die Kinder nicht mit eigenen Augen vor Hunger sterben sehen wollten, dachten sie daran, sich ihrer auf gute Weise zu entledigen, denn „Noth kennt kein Gebet" sagt ein anderes Sprüchwort. Abends, als die Kinder schon zu Bette waren, sagte der Mann zu der Frau: „Du siehst, es geht nicht länger. Wir werden die Kinder in den Wald führen und sie dort verlieren." — „Im Wald," rief die Mutter erschrocken, „im düstern, düstern Wald! ach meine armen

Kinder!" — So schrie und weinte sie noch lange, und wollte die Kinder nicht in den düstern, düstern Wald führen und sie dort verlieren, aber am Ende begriff sie doch, daß sie das Elend nicht länger mit ansehen könne, und als eine gehorsame und brave Frau, die sie war, sagte sie, daß sie thun wolle, wie ihr Mann befehle. Und darauf gingen sie schlafen. Aber der kleine Däumerling hatte Alles gehört. Wie er merkte, daß Vater und Mutter Geheimnisse sprachen, kroch er leise, leise aus dem Bette und unter den Schemel seines Vaters und da hat er Alles gehört. In den Wald gehen, in den düstern, düstern Wald, dachte der kleine Däumerling, und uns dort verlieren? Nein! — Er legte sich auf's Ohr, dachte nach und stand früh am Morgen wieder auf. Er ging hinaus an den Bach und füllte sich die Taschen mit kleinen weißen Kieselsteinen. „Jetzt wollen wir 'mal sehen," dachte er und klopfte stolz auf die Tasche, als wäre, was er darin hatte, lauter Leckerbissen, die er sein Lebtag nicht gesehen hatte.

Dann ging's in den Wald; der Vater mit der Axt auf der Schulter voran, die Mutter nach, dann die sieben Buben hinter einander, wie die Orgelpfeifen. Der kleine Däumerling, der zuletzt ging, sagte nichts; gar nichts sagte er, aber er dachte sich sein Theil, und wie sie in den Wald kamen, darin es wirklich düster, sehr düster, ja so dunkel war, daß man kaum seinen Vordermann sah, ließ er nach und nach und ohne daß es Jemand merkte, die Steinchen fallen und säete sie so den ganzen Weg entlang. „Gute Saat," dachte er, „trägt gute Früchte."

Und wie sie tief, tief drin im Walde waren, sagte der Vater: „Jetzt, Buben, sammelt trockenes Holz, machet Reisigbündel und seid recht aufmerksam." Sie gehorchten, bückten sich Alle und waren recht aufmerksam. Vater und Mutter machten sich eine Ausrede, schlichen in die Gebüsche und da sie die Kinder nicht mehr sehen konnten, fingen sie an zu laufen und liefen immer bis sie zu Hause waren. Als das die Kinder merkten, daß sie allein und verlassen waren in dem tiefen, tiefen Wald, fingen sie gewaltig an zu schreien und zu weinen. Der kleine Däumerling schrie und weinte nicht und sagte auch nichts. Er saß auf einem abgesägten Baumstamm, steckte die Hände in die Hosentaschen und dachte: „Weint ihr euch nur recht aus!" — Dann sagte er: „Jetzt ist genug geweint! Seid ihr Männer? Ich bin Einer. Vater und Mutter haben euch hier stecken lassen; ich führe euch wieder heim. Auf, mir nach!"

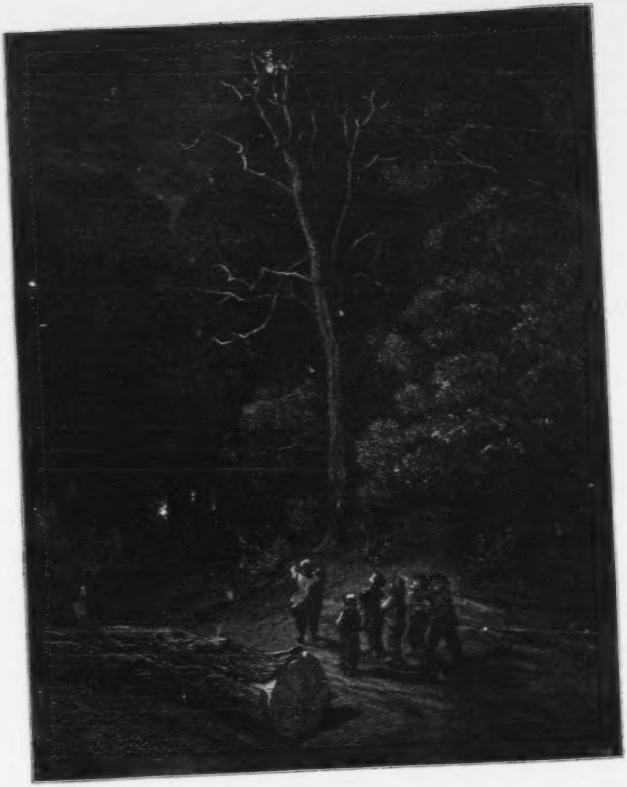
Wie gesagt, so gethan. Sie folgten ihm und er führte sie auf demselben Wege, auf dem sie gekommen waren und den er sich mit den Steinchen bezeichnet hatte, aus dem Walde bis vor's Haus. Aber sie hatten nicht den Muth einzutreten; sie legten die Ohren an die Thüre und horchten. Da drin ging's hoch her; der Gutsherr hatte mittlerweile zehn blanke Thaler geschickt,

die er, nach großer Herren Art, dem Vater seit lange schuldete; die Mutter hatte Brod, Fleisch und Würste geholt, zehn mal so viel als sie brauchten, denn sie waren sehr hungrig und die Augen gehen immer weiter als der Magen. Als sie sich voll und satt gegessen hatten, daß sie nicht weiter konnten, rief die Mutter: „Ach, meine armen Kinder! wo sind jetzt meine armen Kinder! Gewiß hat sie schon der Wolf gefressen, dieweil sie selbst so gut essen könnten, wenn sie hier wären! Wo sind meine armen Kinder!“ Sie rief das so oft, daß der Alte ungeduldig wurde und ihr zu schweigen befahl, weil ihn das Gewissen zu plagen anfing. Um dieses und die Frau, die sich nichts befehlen ließ, zum Schweigen zu bringen, hob er endlich die Hand auf, um sie zu prügeln. Sie aber rief immer: „Wo sind jetzt meine armen Kinder?“ Als sie es so ungefähr zum zwanzigsten Male rief, sprang die Thüre auf und die Kinder schrieen alle zusammen: „Hier sind wir! Hier sind wir!“ — Das war aber eine Freude, daß es gar nicht zu sagen ist, um so mehr, als die Kinder schnell ihre Schüsselchen holten und die Mutter eben so schnell aus dem Kessel schöpfte und die Schüsselchen füllte. Die Kinder aßen und erzählten und erzählten und aßen, und Letzteres so gut, daß nur vom Zusehen der Vater neuen Appetit bekam und die Mutter zum zweiten Male satt wurde. Die Freude dauerte noch die nächsten Tage hindurch, gerade so lange, als die zehn Thaler dauerten.

Als diese dahin waren, kehrte das alte Elend zurück und Vater und Mutter beschlossen, die Kinder wieder in den Wald zu führen, und zwar viel weiter als das erste Mal, um ihrer Sache sicher zu sein. Der kleine Däumerling, der auf seiner Hut war und die Alten beobachtete, hatte auch diesmal ihr Gespräch belauscht. „Gut,“ dachte er, „jetzt weiß ich, wie man's macht.“ Aber er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn als er gegen Morgen hinausschleichen wollte an den Bach, um wieder Steinchen zu sammeln, war die Thüre geschlossen und er konnte nicht hinaus. „Gott verläßt die Seinen nicht,“ dachte er, „es wird sich schon was finden.“ — Als sie dann in den Wald zogen und die Mutter jedem noch ein Stück Brod in die Tasche steckte: „Siehst du wohl,“ dachte er, „da hast du das Brod. Waren es früher die Kieselsteine, so sind es jetzt die Brösamlein. Freilich würde ich sie lieber verschlucken, aber was ist zu machen? Man muß sich strecken nach der Decken.“ Diesmal ging's viel, viel tiefer in den Wald, an eine Stelle, wo es dicht und dunkel war, ganz, ganz dicht, ganz, ganz dunkel. Die Alten machten sich wieder eine Ausrede, krochen in's Gebüsch und fort waren sie. Da ging wieder das Gewein und Geschrei los und dabei sahen alle den kleinen Däumerling an. Er war ruhig, legte die Hände auf den Rücken und sagte nur: „Vorwärts!“ wie Einer, der seiner Sache ganz sicher ist. Aber Hochmuth kommt vor dem Fall. Die Brosamen, so er auf den Weg gestreut, hatten die Vögel aufgepickt;

keine Spur war mehr da davon und da war guter Rath theuer. Dennoch gingen sie darauf los, aber je weiter sie gingen, desto mehr verirrten sie sich und desto tiefer kamen sie in den dichten, tiefen, düstern Wald. Es regnete, und der Wind heulte und sie glaubten, es wären die Wölfe, die so heulten und hatten große Angst — besonders als es Nacht wurde, stockdunkle, pechrabenschwarze, mutterseelenalleinige Nacht. Sie wußten nicht, wo aus, wo ein? Der kleine Däumerling — immer der kleine Däumerling voran, denn sein Grundsatz war: „Selbst ist der Mann!“ — kletterte einen hohen, dicken Baum hinan, der alle andern Bäume des Waldes überragte und blickte nach allen Seiten aus. Nach drei Seiten sah er gar nichts, aber von der vierten Seite her kam ihm aus der Tiefe, durch Gebüsch, aber noch aus weiter Ferne ein Lichtschimmer entgegen. „Gut,“ dachte er, „durch Nacht zum Licht!“ und ließ sich wieder vom Baume herunterglciten zu den Brüdern, die alle unten standen und hinauf sahen. Aber unten angekommen, war's wieder nichts, denn das Licht war verschwunden; doch hatte er sich die Richtung gemerkt und wanderte nach jener Seite — bergauf, bergab. Das Licht tauchte auf und verschwand wie ein Irrlicht. „Sich nur nicht irre machen lassen!“ dachte der Däumerling, und die Andern stelzten hinter ihm her. So gelangten sie endlich an das Haus, aus dem das Lichtlein gekommen war, und riefen und pochten. Eine gute Frau kam heraus und fragte, wer sie seien und was sie wollten? — „Hungrige, durchnäßte, müde, im Walde verirrte arme Kinder sind wir,“ antwortete der Däumerling, „und möchten um Gotteswillen um ein Stück Brod und ein Nachtlager gebeten haben, ohne Jemand geniren zu wollen.“ — „Ach ihr armen, guten Kindlein,“ rief die Frau und fing zu weinen an, „wißt ihr denn auch, wohin ihr gerathen seid? In diesem Hause wohnt ein Riese, der die Kinder frißt.“ — Da fingen sie alle an vor Angst zu zittern, auch der Däumerling, doch sagte er: „Es ist gewiß nicht schön, Kinder zu fressen — ohne Dich, gute Frau, in der Person Deines Gemahls beleidigen zu wollen — noch weniger schön ist es, gefressen zu werden und zwar als Kind. Aber was ist zu thun? Draußen ist's finster und sind die Wölfe, so gehen wir doch lieber in's Haus. Vielleicht gelingt es Dir, gute Frau, das Herz Deines Gatten zu rühren; vielleicht hat er eben keinen Appetit. Auch sind wir so mager, ich, speziell, so klein. Man muß es wagen und sehen, wie es weiter gehe. Gewöhnlich werden doch nur die gefressen, die sich fressen lassen.“

Die gute Frau ließ sich überreden, hoffend, die Kleinen während der Einen Nacht vor dem Riesen verbergen zu können. Sie führte sie in die Stube und setzte sie an's Feuer, wo ein ganzer Hammel am Spieße stak, daß sie sich wärmen und trocknen sollten. Aber kaum hatten sie sich's ein wenig gemüthlich gemacht, als sich draußen schwere Schritte und an der Thüre ein furchtbares



Gepolter hören ließen. — „Da kommt der Rieſe, mein Mann!“ rief die Frau erſchrocken und ſchob raſch die Kinder unter's Bett. Der Rieſe fragte ſogleich, ob das Nachteſſen fertig? ob genug Wein abgezapft ſei? und lauter ſo gemeine Fragen. Er ſetzte ſich an den Tiſch und verzehrte den Hammel, der noch ganz blutig war. Der kleine Däumerling, der ihn von unter dem Bette aus beobachtete, dachte: „Nun, der kann eſſen! Für den iſt ein Mann wie ich nur ein Biſſen. Aber er iſt offenbar ungebildet; mit dem wird man ſchon fertig, und wenn er mich frißt, ſo ſoll er mich wenigſtens nicht verdauen.“ — Als der Rieſe mit Eſſen fertig war, erhob er die Naſe und fing an, nach allen Seiten herumzuſchnüffeln. „Ich rieche, rieche Menſchenfleiſch,“ ſagte er unheimlich. — „Es wird wohl nur das Kalb ſein,“ ſagte ſeine Frau, „das Kalb, das ich für Dich abgezogen habe.“ — „Schweig,“ rief der Rieſe zornig, „darauf verſtehe ich mich! Ich rieche, rieche Menſchenfleiſch!“ — Und ſo ſprechend ging er, immer ſchnuffelnd, geradenweges ſeiner Naſe folgend, auf das Bett los. — „Ach, treuloſes Weib,“ ſchrie er ſichtlich entrüſtet, „Du haſt Geheimniſſe vor mir, Du willſt mich täuſchen, Du rückſichtsloſes, pflichtvergeſſenes Weib! Nichts als Deine Magerkeit hält mich ab, ſonſt fräße ich Dich ſelber!“ Sein Geſicht klärte ſich wieder auf, wie er einen Knaben nach dem andern unter dem Bette an den Beinen hervorzog. „Herrliche Biſſen! prächtiges Wildpret!“ murmelte er und leckte ſich dabei die Lippen ab — „das trifft ſich gut, da ich gerade drei Rieſen, meine Freunde, dieſer Tage zu Tiſche habe.“ — Die armen Kinder ſchrieen, umklammerten ſeine Kniee und Füße und baten um ihr Leben, während das Ungeheuer ſie betaſtete, die guten Biſſen lobte und nur von der Sauce ſprach, in der ſie genoſſen werden müßten. Es war gerade einer der ungebildetſten Menſchenfreſſer. Er zog ſein großes Meſſer, ſchliff es und packte dann einen der Knaben, als ſeine Frau ſagte: „Aber warum willſt Du ſie heute ſchon ſchlachten? Iſt nicht morgen Zeit?“ — „Was Du heute thun kannſt, verſchiebe nicht auf morgen!“ antwortete der Rieſe. — „Aber es iſt noch ſo viel Fleiſch da, kälbernes, ſchweinernes, ſchöpſernes, das geht ja Alles verderben.“ — „Das iſt richtig; alſo füttere ſie gut, daß ſie mir nicht abmagern und bringe ſie dann zu Bette.“

„Zeit gewonnen, Alles gewonnen!“ dachte der Däumerling und ließ ſich's ſchmecken, dann folgte er mit den Brüdern der guten Frau in die obere Stube, wo ſie ſich alle ſieben in ein großes breites Bett legten. In derſelben Stube, in einem gleichen großen, breiten Bette ſchliefen die ſieben Töchter des Rieſen, junge, ebenfalls zum Menſchenfleiſcheſſen geborene Rieſinnen. Sie ſahen ſehr wohl genährt, hübſch und friſch aus, wie Alle, die von andern leben. Ihre Vorderzähne waren ſehr lang und gingen breit auseinander, was ihre Beſtimmung und Nahrungsweiſe verrieth. Noch

waren sie nicht sehr bösartig, aber sie berechtigten zu den schönsten Hoffnungen, denn wo sie ein Kind erwischen konnten, bissen sie drein. Auf ihren Köpfen trugen die sieben Mädchen sieben Kronen. Das bemerkte der kleine Däumerling sogleich, und kaum hatte die gute Frau die Stube verlassen, als er ihnen die Kronen abnahm und ihnen dafür sieben Mützen, seine eigene und die seiner Brüder aufsetzte. Sie merkten nichts davon, da sie einen riesig tiefen Schlaf hatten. Sich und den Brüdern aber, welche ebenfalls bereits schliefen, setzte er die sieben Kronen auf. „Man kann nicht wissen, wozu das gut ist," dachte er, „Verwechslungen sind Manchem zu Statten gekommen."

In seiner Herzensfreude über den guten Fang hatte der Kinderfresser etwas zu tief in's Glas gesehen und als er sich endlich in's Bett gelegt, ließ ihn der Gedanke an die guten Braten nicht schlafen. Er warf sich unruhig hin und her und konnte kein Auge schließen. „Ich würde wohl besser schlafen, wenn ich die Sache vom Herzen hätte," dachte er. „Das Gute und Nützliche soll man nicht aufschieben." Er erhob sich leise, nahm das Messer und schlich sich, um seine Frau, deren Widerspruch er fürchtete, nicht zu wecken, im Dunkeln davon. Er tappte die Treppe hinauf in das Kinderzimmer und an das Bett der Knaben. Weiter tappend fühlte er die Kronen. „Teufel," sagte er, „da hätte ich was Rechtes angerichtet, hätte beinahe meine eigenen Kinder abgeschlachtet, anstatt der fremden Buben." — „Siehst Du wohl," dachte der kleine Däumerling, der noch wachte. — Der Riese tappte sich weiter an das andere Bett, und als er da die Bubenmützen fühlte, sagte er: „Aha, jetzt bin ich an den Kerlchen! Drauf los!" Und so sprechend schnitt er den sieben Kinderfresserinnen der Zukunft ihre sämmtlichen Kehlen ab, und beruhigt ging er in sein Bett zurück und schnarchte bald so gewaltig, daß die Wände zitterten.

„Schlaf wohl!" sagte der Däumerling, wie er ihn schnarchen hörte, weckte seine Brüder, lispelte ihnen leise zu, sich in aller Stille anzukleiden und ihm zu folgen. Sie schlichen die Treppe hinab, in den Hof, der Däumerling immer voraus, sprangen über die Mauer und fort ging's in den Wald hinein, auf's Gerathewohl. Ueberall besser, selbst im wildesten Wald, als bei bösen Menschen.

Als der Riese spät am Morgen erwachte, sagte er schmunzelnd zu seiner Gattin: „Geh' mal 'nauf und putz mir die sieben Buben recht schön heraus". Sie that wie er sagte; aber als sie in die Stube trat und die sieben Mädchen mit abgeschnittenen Kehlen daliegen sah, stieß sie einen gewaltigen Schreckens- und Schmerzensschrei aus und fiel in Ohnmacht. Auf den Schrei und Fall eilte der Riese herbei, sah die Bescheerung und fluchte heidenmäßig. „Meine Siebenmeilenstiefel! Meine Siebenmeilenstiefel!" schrie er, und schrie es noch immer, als er sie schon in der Hand hatte und auf die Beine zog. „Die Spitzbuben sollen mir nicht entgehen und den Streich büßen!" —

Die Siebenmeilenſtiefel waren eine der ſchönſten Erfindungen der alten Zeit, nur befanden ſie ſich leider — wie das meiſt bei den beſten Erfindungen der Fall iſt — nicht immer in den beſten Händen. Wer ſie an den Füßen hatte, legte mit jedem Schritt ſieben Meilen zurück, alſo mit zehn Schritten nicht weniger als ſiebenzig Meilen. Da iſt die Eiſenbahn nichts dagegen, obwohl wir uns ſo viel darauf einbilden. Mit dieſen Siebenmeilenſtiefeln ſtieg der Rieſe über Berg und Thal, hin und her, die Kreuz die Quer, immer nach den Knaben ſuchend. Dieſe waren ſchon in der Nähe ihrer Heimat, als ſie den fürchterlichen Mann daherſtiefeln ſahen, über hohe Berge und breite Ströme und unendliche Wälder dahinſchreitend, als wäre es Nichts. Ach, da wurde ihnen ganz weh zu Muthe. Sie befanden ſich gerade an einem Felſen mit einer Höhle. Da ſchob ſie Däumerling alle hinein und ſich auch, nur daß er das kleine Köpfchen herausſtreckte, um zu beobachten, was der Schreckliche anfangen oder ob er ſich aus der Gegend verziehen werde. Der Rieſe, der in ſeiner Wuth arg hin und her gelaufen war, fühlte ſich etwas müde, legte ſich auf den Felſen, entſchlief und ſchnarchte bald ſo fürchterlich wie in der letzten Nacht. Däumerling, der dieſes Geſchnarch ſchon kannte, ſagte zu ſeinen Brüdern: „Jetzt iſt nichts zu fürchten; macht euch auf die Strümpfe, laufet nach Hauſe, grüßet mir Vater und Mutter und ſeid meinetwegen nicht beſorgt. Ich werde mit ſo einem Kerlchen wie der Rieſe ſchon fertig. Selbſt iſt der Mann!“ Die Buben liefen was ſie konnten und waren bald zu Hauſe. Däumerling aber zog dem Rieſen ſachte, ſachte die Siebenmeilenſtiefel von den Füßen und zog ſie ſelber an. Sie ſaßen ihm wie angegoſſen, denn ſie hatten die Eigenſchaft, ſich nach Bedürfniß auszudehnen oder zuſammenzuziehen und paßten auf den Fuß jedes jeweiligen Beſitzers.

„So,“ ſagte der Däumerling, „die hätten wir denn. Jetzt wollen wir ſehen, wie weit wir es mit Siebenmeilenſtiefeln bringen. Ein Eſel, wer an der Krippe ſteht und nicht frißt, wer die Mittel zum Glück hat und nicht ſein Glück macht.“

So ſprechend war er bereits auf dem Wege zu dem Hauſe des Rieſen und er hatte noch nicht ausgeſprochen, ſo ſtand er ſchon vor deſſen Thür. „Euer Mann, gute Frau,“ ſagte er, „iſt mehreren noch ſtärkeren Rieſen in die Hände gefallen, die ihm den Hals abſchneiden wollen, wenn er nicht ſeine ganze Baarſchaft ausliefert. Im Augenblick der Gefahr ſah er mich vorbeikommen und als alten Bekannten bat er mich, die Beſtellung an Euch auszurichten. Und weil es Eile hat, und zugleich, um mich bei Euch zu beglaubigen, gab er mir die Siebenmeilenſtiefel, die Ihr da an meinen Füßen ſeht und die mir prächtig ſitzen, ſaget ſelbſt, wie angegoſſen. Alſo nicht lange gefabelt und heraus mit allem Baaren.“

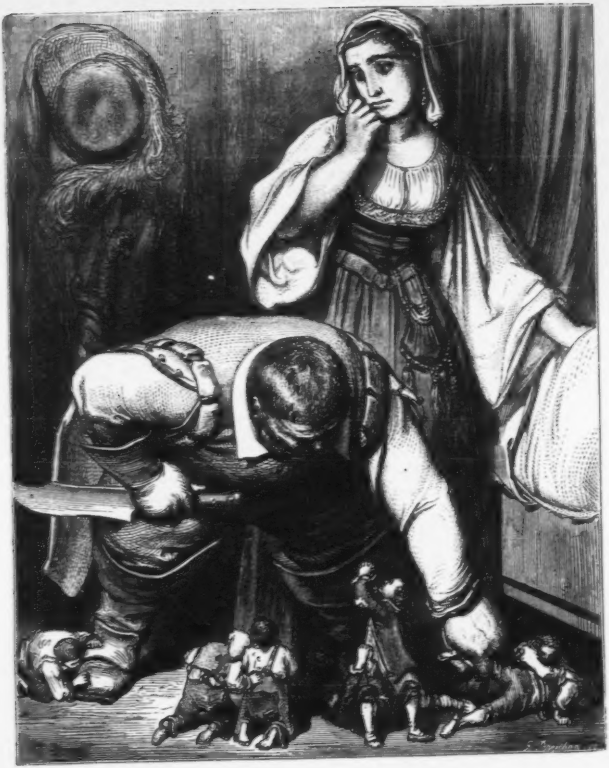
Die gute Frau besann sich nicht lange und gab Alles her, und mit den Schätzen beladen eilte der Däumerling heim zu Vater, Mutter und Brüdern, und das war wieder einmal eine Freude des Wiedersehens, daß es nicht zu sagen ist.

Mit den Schätzen des Riesen konnten nun die armen Leute trotz aller Hungersnoth herrlich und in Freuden leben, wie der Papst, und das thaten sie auch gewissenhaft, und luden alle armen Leute und Nachbarn dazu ein. Aber Däumerling sagte: „Ich bin keine Schnecke, die immer das Haus auf dem Buckel hat, und wenn man Siebenmeilenstiefel hat, muß man seinen Weg machen. Das ist nur recht und billig. Ich gehe zum König und werde Kourrier!"

Der König war über die Maßen froh einen solchen Kourrier zu haben, der ihm täglich einige Mal Nachricht von seiner Armee, die fern im Felde stand, bringen konnte, denn schon damals waren die Leute so dumm, Kriege zu führen. Es war für den König sehr bequem, seine Soldaten von seiner Stube aus kommandiren zu können, vor den Kugeln sicher, nichts von Regen und Kälte und Ermüdung zu leiden und doch ein großer Feldherr zu sein. Dafür war er dem Däumerling sehr dankbar und bezahlte ihm jeden Weg auf's Beste. Als endlich der Friede geschlossen und der König vor die Stadt geritten war, um einen feierlichen Einzug in die Stadt zurück zu halten, ernannte er den Däumerling zum Gesandten an sämmtlichen auswärtigen Höfen und für jeden einzelnen Posten wurde er besonders bezahlt, und in jeder Residenz hatte er einen eigenen Palast mit zahlreicher Dienerschaft. Wenn er, wie das bei Gesandten meist vorkommt, Wochen und Monate lang nichts zu thun hatte, ging er auf's Land zu seinen Eltern und Brüdern und dann erzählten die Zeitungen aller Residenzen aller Länder: Se. Excellenz der Däumerling haben sich zum Besuche bei seinen hohen Verwandten begeben, um einige Wochen von Ihren anstrengenden Arbeiten auszuruhen.

So war der kleine Däumerling ein großer Herr geworden und in seinem Wappen standen in goldenen gothischen Lettern die Worte:

Selbst ist der Mann!



Doré

Das Dornröschen.

Die Natur kümmert sich manchmal wenig darum, ob einer König ist oder nicht. Ein König hat Zahnschmerzen, Katzenjammer, Zipperlein und alle großen und kleinen Leiden wie wir, und wenn die Stunde kommt, muß er gerade so in's Gras beißen, wie wir ganz gemeine Sterbliche. Bei solchen Gelegenheiten erfährt man, daß die allerhöchsten Herrschaften aus demselben Holze geschnitzt sind wie wir und was es eigentlich mit dem Gottesgnadenthum auf sich hat. Die Meisten wissen es zwar, aber Wenige sagen es; die Einen schweigen aus Feigheit, die Andern aus Eigennutz; und so wird's noch lange sein und war es schon in alten Zeiten.

In alten Zeiten, in sehr alten Zeiten — denn das Dornröschen, von dem wir erzählen wollen, ist eigentlich gar keine andere Person, als die uralte Brunhilde, und der Prinz, der sie erlöst, kein anderer, als der gehörnte Siegfried — also in sehr alten Zeiten war ein König und eine Königin, die konnten Alles haben, nur keine Kinder. Sie thaten, was man in solchen Fällen zu thun pflegt, besuchten Bäder, befragten Aerzte und alte Weiber, thaten Gelübde, und setzten es endlich durch. Die Königin

gebar eine Prinzessin. Man richtete eine große Taufe her, und lud dazu sämmtliche sieben Feen des Landes. Das war nämlich in jener Zeit ein sehr bequemer Brauch, daß man die Feen zur Taufe der Mädchen einlud, und daß dann die Feen dem jungen Fräulein alle möglichen guten Eigenschaften als Pathengeschenke bescheerten. Heutzutage muß sich so ein junges Fräulein bis in's achtzehnte Lebensjahr in allen höheren Töchterschulen und Pensionen herumplagen, kostet ein schnödes Geld, um dann, wenn die Erziehung, wie man sagt, „vollendet" ist, erst recht nicht eine einzige der guten Eigenschaften zu besitzen, die damals schon dem Täuflinge fix und fertig in die Wiege gelegt worden, wie z. B. Wissen, Bildung, Anmuth, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit, Unschuld.

Nach der Taufe begab man sich in den Saal zu einem großen Festessen. Jeder der sieben Feen legte man ein herrliches, goldenes, mit Diamanten und Rubinen besetztes Besteck, Messer, Gabel und Löffel in einem prächtigen Futteral. Als schon Alles am Tische saß, trat plötzlich noch eine alte Fee ein, die nicht eingeladen war und die man vergessen hatte, weil man seit mehr als hundert Jahren nichts von ihr wußte und sie für todt oder verschollen hielt. Man bat sie, Platz zu nehmen, aber betreffs des goldenen Bestecks war der König in großer Verlegenheit, denn schon damals hatten die Könige nicht immer so viel Geld, als sie brauchten. Man legte ihr also ein gewöhnliches Besteck und entschuldigte sich. Die alte Fee aber fühlte sich beleidigt, murmelte etwas zwischen den falschen Zähnen und machte ein böses Gesicht. Eine der jüngeren bemerkte das und besorgt, daß die Alte der Prinzessin irgend etwas Böses erfinden und anwünschen könnte, versteckte sie sich hinter einen Vorhang, um im entscheidenden Moment hervorzutreten, und den bösen Zauber so viel als möglich zu entkräften. Gleich nach Tische gingen die Feen, die wußten, wozu sie geladen waren, an ihr Geschäft und fingen an die Prinzessin zu beschenken, und zwar mit allen jenen Eigenschaften, die eine Mutter vor Allem ihrem Töchterlein anwünscht, damit es so bald als möglich den Leuten in die Augen falle und eine gute Partie mache. Die erste Fee sagte: werde die schönste Person der Welt; die Zweite: sei so geistreich als möglich, ohne unausstehlich zu werden; die Dritte: was du thust und wie du's thust, soll Mode werden; die Vierte: alle neuen Tänze sollst du gleich so vortrefflich tanzen, als hättest du nie etwas anderes gelernt, und niemals sollst du sitzen bleiben; die Fünfte: singe wie die Malibran; die Sechste: spiele ausgezeichnet Klavier, zweihändig, vierhändig, sechshändig, achthändig, selbst einhändig, mit und ohne Begleitung, und immer die modernste Musik, ja selbst, wenn sich Liebhaber finden, klassische. — Jetzt war die Reihe an der alten Fee, und ganz ärgerlich darüber, daß es ein so junges und perfektes Frauenzimmer

geben ſolle, rief ſie: die Prinzeſſin ſoll ſich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel ſtechen und todt hinfallen. Dieſe ſchreckliche Beſcheerung erfüllte die ganze Geſellſchaft mit Entſetzen und Alles fing zu weinen und zu jammern an.

„Nur ruhig, nur ruhig!“ rief die junge Fee, die plötzlich hinter dem Vorhang hervortrat, „beruhigt Euch, Herr König und Ihr Frau Königin; ich habe auch noch etwas zu ſagen, denn es iſt nicht meine Art, der Alten das letzte Wort zu laſſen. Zwar kann man das Uebel, das alte Weiber mit böſen Worten anrichten, nicht immer ungeſchehen machen, aber lindern und mindern kann es manchmal eine gute Fee. Und ſo ſoll die Königstochter nicht ſterben an dem Spindelſtich, ſondern nur in einen tiefen, hundert Jahre dauernden Schlaf verſinken. Nach dieſen hundert Jahren wird ſie ein wunderſchöner Königsſohn erlöſen und aus dem Schlafe wecken.“

Der König, wie nun einmal Könige ſind, glaubte mit Verboten und Drohungen Alles durchſetzen zu können, und um das Unglück zu verhüten, erließ er ein Edikt, welches alles Spinnen und jede Handtierung mit Spindeln im ganzen Reiche auf's Strengſte unterſagte, und Verbannung und Verbrennung ſämmtlicher Spindeln anordnete. Und wie das Edikt publizirt war, verließ ſich der König auf ſeine Beamten und war ganz ruhig. Und als die Prinzeſſin fünfzehn Jahre alt war, machte der König mit ſeiner Königin eine Reiſe, und die Prinzeſſin, die nun von ihrer Dienerſchaft weniger bewacht wurde, benützte ihre Freiheit, um ſich im Schloſſe näher umzuſehen. Sie lief Trepp auf, Trepp ab, durch Stuben und Kammern und kam zuletzt an einen alten Thurm. Sie ſtieg die Wendeltreppe hinauf und gelangte hoch oben in ein kleines Gemach. Da ſaß eine gute, alte Frau und ſpann emſig ihren Flachs.

„Gute, alte Frau,“ fragte die Prinzeſſin verwundert, „was machſt Du da?“

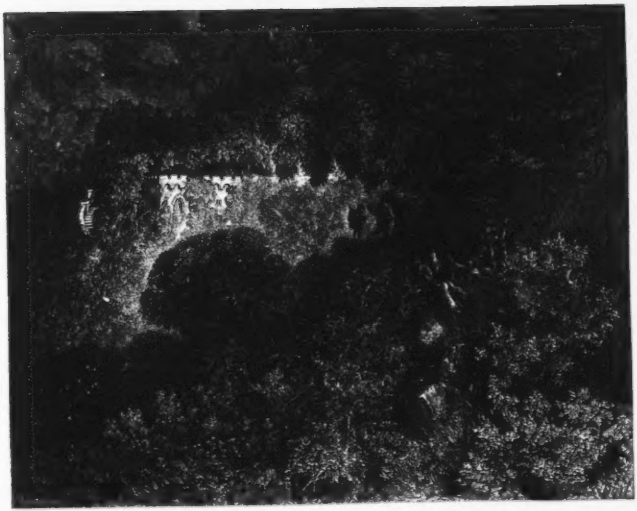
„Ich ſpinne meinen Flachs!“

„Und was iſt das für ein Ding, das da ſo luſtig tanzt und ſpringt und ſich dreht wie im Tanze?“ fragte die Prinzeſſin und griff nach der Spindel. Kaum aber hatte ſie die Spindel berührt, ſo ſtach ſie ſich, fiel hin und ſank in tiefen, tiefen Schlaf.

Und in demſelben Augenblicke ſchlief mit ihr Alles ein, was im Schloſſe war, die Kammerherren, die Hofdamen, die Möpſe, die Jagdhunde, die Leibkatzen, die Kammermädchen, die Hofmuſizi, die Pferde im Stalle, die Schwalbe im Neſte, die Nachtigall im Buſche, die Taube auf dem Dache, die Pagen, die Thürſteher, die Hundejungen, die Läufer, die Köche und Küchenjungen, die Beſchließerin, das Feuer auf dem Herde, das Waſſer am Rohrbrunnen und im Springbrunnen, ſelbſt Blumen, Büſche und Bäume und ſelbſt der Wind, der eben über das Schloß wehte, Alles

in der Stellung und Lage, die es eben hatte, als die Prinzessin in Schlaf sank. Rings um das Schloß aber begann es zu sprossen, zu wachsen und zu treiben, und bald war es von einer dichten, undurchdringlichen Dornhecke umgeben, und um die Dornhecke wieder wuchs ein gewaltiger, so hoher Wald, daß kaum die Thurmspitzen des Schlosses, und diese auch nur aus weiter Ferne, sichtbar blieben; und Bäume, Sträuche, Dornhecken und Schlingpflanzen aller Art woben und schlangen sich so ineinander, daß in das Schloß gar nicht zu gelangen war und daß man es im Lande nach und nach ganz vergaß. Nur die Sage erzählte noch, daß hinter der Hecke ein wunderschönes Schloß stehe, und daß in dem Schlosse eine wunderschöne Prinzessin schlafe, und diese Prinzessin nannte man nach der Dornhecke, die ihren Schlaf beschützte, das Dornröschen. Die Sage von dem wunderschönen Schloß und der wunderschönen Königstochter lockte viele tapfere Königssöhne herbei, welche den besten Willen hatten, Dornröschen zu erlösen und in das Schloß zu bringen. Aber sie blieben in der Dornhecke hängen, zappelten sich vergebens ab und starben eines jämmerlichen Todes. Der Weg zum Glücke ist immer ein dorniger und voll von Hindernissen, und noch dorniger und reicher an Hindernissen ist der Weg zur Schönheit, welche erlöst werden, die Augen aufschlagen und die Welt mit ihrem Lächeln und Blick erheitern soll. Jeder hat Lust zu einer solchen Erlösung, aber Wenige haben die Kraft, und am Ende nützt alle Kraft nichts, wenn nicht die rechte Stunde gekommen, und zur rechten Stunde der rechte Mann. Den rechten Mann, der zur rechten Stunde kommt, nennt man dann ein Genie und er braucht keinen andern Titel. Im Märchen heißt man ihn gewöhnlich den Königssohn, um damit anzudeuten, daß er es eigentlich ist, der die Welt beherrscht oder sie wenigstens zu beherrschen verdient.

Und ein Königssohn dieser Sorte war es wohl auch, der gerade hundert Jahre, nachdem Dornröschen eingeschlafen war, in die Gegend kam, angeblich der Jagd wegen, in der That aber, weil er gehört hatte, daß hier eine große Schönheit zu erlösen und ein herrliches Reich voll Schönheit zu gewinnen sei. Der Wald sah erschrecklich aus und noch erschrecklicher war, was man ihm erzählte: von den unzähligen Königssöhnen, die in den Dornhecken wie in Schlingen hängen geblieben und sich zu Tode gezappelt; von den bösen Geistern, die in dem Schlosse umgehen und jeden Eindringling zerreißen sollten; von einem bösen Riesen, der es bewohne und Kinder und Erwachsene fresse. Aber all' das konnte den tapfern Königssohn, der sich für berufen und auserwählt hielt und eine unendliche Sehnsucht nach dem Dornröschen empfand, nicht abhalten. Lieber sterben, dachte er, als sein Ideal nicht erreichen. Er that, was in solchen Fällen am Zweckmäßigsten ist; er ging darauf los. Und siehe da, die fürchterlichen Hecken, die alten Bäume, das



Gestrüpp, die dornigen Wände, Alles öffnete sich vor ihm wie weite Flügelthüren, die dienstfertige Bediente vor ihm aufgestoßen hätten. Auffallend war, daß die Hecken und Gesträuche sich gleich hinter ihm schlossen und nur ihn, ihn allein, durchließen, während sie vor den Nasen seiner Leute, die ihm folgten, wieder zusammenschlugen, als ob sie sagen wollten: da könnte Jeder kommen! Neu ermuthigt schritt er weiter, wohl fühlend, daß er vor den Andern etwas voraus hatte, und daß ihn eine geheimnißvolle Macht begünstigte.

Endlich kam er an ein prächtiges Thor und durch das Thor in einen Hof, dann in einen zweiten Hof, dann an eine große Treppe. Die stieg er hinauf und gelangte in einen Vorsaal, dann in einen Prachtsaal, dann in einen zweiten, dritten, vierten Saal, einer immer schöner als der andere. Ueberall auf seinem Wege, vom Thore angefangen, standen, saßen, lagen, oder befanden sich in den verschiedensten Stellungen des Gehens, Laufens und allerlei Handelns, wie gefroren, Thürsteher, Wachen, Bediente, Hofleute jeglicher Art, zu Fuß, auch zu Roß, Alles schlafend. Der Königssohn kümmerte sich nicht um die Menge, eben so wenig ließ er sich durch die unheimliche Stille, die rings um ihn herrschte, anfechten, obwohl Manches gar kurios und schön anzusehen gewesen wäre: wie der Page so schön an die Thürpfoste lehnte, oder wie der Epheu sich um das Waldhorn des Jägerburschen geschlungen hatte, wie der Springbrunnen, als wäre er aus Krystall, steif und fest in der Luft stand und andere dergleichen Wunder. Ihn trieb es weiter und aus den Sälen kam er in die Gemächer, in eine lange Reihe von Gemächern, alle mit Gold, Seide, Zindel, Schnitzwerk, Bildern und allen schönen Dingen geschmückt — etwas altmodisch, aber recht malerisch und höchst interessant. Er hätte, mit einiger Geduld, in diesen Gemächern allerlei lernen können — aber er hatte etwas Besseres zu thun, als altes Zeug zu studiren; er wollte die Schönheit sehen mit Augen. So wanderte er weiter, bis er in eine vergoldete Schlafkammer trat, und da bot sich ihm ein Schauspiel dar, wie er dergleichen nie gesehen. In einem Bett, dessen Vorhänge ganz zurückgezogen waren, lag Dornröschen, frisch und gesund und schön wie Milch und Rosen. Es ging ordentlich ein Glanz von ihr aus, der das ganze Zimmer mit Licht erfüllte. Ihr Busen hob sich sanft, wie in leisem Schlummer; ihre Lippen lächelten und bewegten sich, als wollte sie etwas recht Angenehmes sagen. Der Königssohn stand wie verzaubert und wußte nicht, was beginnen. Endlich benahm er sich, wie ein rechter junger Mann sich in solcher Verlegenheit immer zu benehmen pflegt und benehmen soll: er beugte sich zu ihr herab und drückte auf ihre Lippen einen herzhaften Kuß. Dornröschen war erlöst. Sie that, als wüßte sie gar nicht, auf welche Weise sie erlöst worden, blinzelte eine Sekunde lang und schlug dann definitiv die Augen

auf, die ſchönen, großen, blauen Augen. Dann ſagte ſie, indem ſie die Hand vor den ein klein wenig gähnenden Mund hielt: „Sind Sie es, mein Prinz? Sie haben recht lange auf ſich warten laſſen, mein Prinz?“ Man konnte nicht angenehmer ausgezankt werden und in der That war der Prinz ganz entzückt von dem Vorwurf, von dem vornehmen Gähnen, von ihrer ſchönen Hand, von ihren Augen, kurz von Allem, was er ſah, hörte, fühlte. Und er überlegte es ſich nicht lange, ſank vor ihr auf's Knie und machte ihr eine Liebeserklärung, die um ſo ſchöner war, je ungeordneter, verwirrter ſie zum Vorſchein kam. Wollte man dergleichen aufſchreiben, es würde manchmal gar dumm zu leſen ſein, aber in gewiſſen Lagen des Lebens iſt das Dümmſte das Geſcheidteſte, — und wann das der Fall iſt? das wiſſen die Mädchen am Beſten und hat ſonſt Niemand ein Recht, darüber zu urtheilen.

Mittlerweile war, als Dornröschen die Augen aufgeſchlagen, auch das ganze Schloß und Alles, was mit ihr eingeſchlafen war, wieder erwacht, wie es ſich für eine gute Dienerſchaft ziemt. Jedermann ging an ſein Amt und an ſeine Pflicht. Da aber die Herzen der Hofleute, wenn ſie überhaupt etwas der Art, was den Namen verdient, beſaßen, nicht ſo beſchäftigt waren, wie das Herz ihrer Herrſchaft, machten ſich ihre Magen, die hundert volle Jahre gefaſtet hatten, deſto empfindlicher geltend. Sie bellten förmlich vor Hunger und die erſte Hof- und Anſtandsdame war ſo hungrig, wie der letzte Schweizer und Hundejunge, und ſie ſtürzte in's Gemach der Liebenden und verkündete, daß die Suppe aufgetragen ſei. Der Königsſohn half Dornröschen, deren Glieder noch immer etwas eingeſchlafen waren, aus dem Bette. Sie war nämlich ganz angekleidet, wobei er bemerkte, daß ihre Toilette die größte Aehnlichkeit hatte mit der ſeiner ſeligen Großmutter; aber er hütete ſich, darüber ein Wörtchen zu verlieren, wohl wiſſend, wie leicht eine ſolche Bemerkung über veraltete Moden ſelbſt vom geiſtreichſten Frauenzimmer übel vermerkt wird. Er ging ſogar ſo weit, ihre veraltete Tracht von anno dazumal auf ſeine Weiſe zu loben, was ihm in ihren Augen gewiß nicht ſchadete, obwohl ſie that, als läge ihr an ſolchen Kleinigkeiten, wie Kleider und Putz, nicht das Allermindeſte.'

Zierlich ihre Hand faſſend, führte er ſie in einen großen Spiegelſaal, wo bereits die ganze Hofgeſellſchaft verſammelt und ein gutes Nachteſſen aufgetragen war. Geigen und Pfeifen ſpielten ſchöne alte Weiſen auf, die Dornröschen wohl kannte, dem Prinzen aber wie eine Muſik aus einer andern Welt erklangen. Nach Tiſche wurde der Hofpfaff geholt und in der Hofkapelle das junge Paar zuſammengethan, dann in einem Schlafgemach, das einige alte Hofdamen mit beſonderem Eifer raſch und zweckmäßig hergerichtet hatten: wobei dieſe Alten ſo heiter waren, als ob ſie ſelbſt

Hochzeit machen ſollten. So iſt nämlich alten Frauenzimmern bei einer Hochzeit immer zu Muthe; darum gehen ſie auch gerne zu Hochzeiten und ſind ſie bei ſolchen Gelegenheiten ſchier heiterer und aufgeräumter, als das Brautpaar ſelbſt. Dornröschen ſchloß während der ganzen Hochzeitsnacht kein Auge, da ſie dieſe letzten hundert Jahre genug geſchlafen hatte, und ſo wachte auch der Königsſohn neben ihr bis zum Morgen. Ziemlich früh brach er auf, um in die Stadt zurückzukehren, da ſein Vater, der alte König, nicht wußte, was aus ihm geworden war. Er erzählte dem Alten die alte Geſchichte, daß er ſich auf der Jagd im Walde verirrt, in der bekannten Hütte des bekannten Köhlers übernachtet, und daſelbſt das bekannte Schwarzbrod mit Käſe gegeſſen habe. Trotzdem glaubte ihm der Vater, denn er gehörte zu jener Art von Leuten, die Alles glauben. Der Mutter aber war es nicht ſo leicht mit ſo alten Köhlergeſchichten etwas weiß zu machen, und da der Königsſohn immer wieder in den Wald ging, und oft mehrere Nächte ausblieb, ſagte ſie ſich, daß man Solches nicht wegen Schwarzbrod und Käſe zu thun pflege, und daß dahinter etwas ganz Anderes ſtecken müſſe; etwa vielleicht gar eine Liebſchaft — was man ſo nennt, ein geheimes Verhältniß. Denn ſo ging es nun ſchon ſeit nicht weniger als zwei Jahren und Dornröschen gebar zwei Kinder, deren älteſtes ein Mädchen, Namens Morgenröthe, das jüngere, ein Knabe, der helle Tag hieß, weil er noch ſchöner war, als ſein Schweſterchen. Die Königin redete ihm oft zu, ſprach von einem ſoliden Leben, von anſtändiger Verſorgung; daß man endlich an einen „Zweck“ denken und das Leben ernſt nehmen müſſe, und was ſolcher Reden mehr ſind, um ſein Vertrauen zu gewinnen und ihm das Geheimniß abzulocken. Aber er hütete ſich wohl, ſie in ſein Geheimniß einzuweihen, denn bei allem ſchuldigen Reſpekt hatte er doch Angſt vor ihr, da ſie aus einer Ogerdynaſtie ſtammte und man ſich bei Hofe in die Ohren raunte, daß ſie ſelbſt ogeriſche, kinderfreſſende Neigungen habe, daß ihr beim Anblick kleiner Kinder das Waſſer im Munde zuſammenlaufe, und daß ſie ſich nur mit Mühe zurückhalte, um ſich nicht unſchicklicherweiſe über ſie herzuwerfen und ſie aufzueſſen. Der König hatte ſie nur ihrer großen Ländereien wegen geheirathet, wie es in jenen höchſten Sphären gebräuchlich iſt. Staatsraiſon nennt man das. Alſo ſchwieg der Königsſohn wohlweislich von Weib und Kind. Als aber, wieder nach zwei Jahren, der alte König zu ſterben geruhte und er ſelbſt den Thron beſtieg, verkündete er laut ſeine Heirath mit Dornröschen und zog mit großem Pompe aus, um ſie und die Kinder aus dem Waldſchloſſe abzuholen. Sie hielt einen prachtvollen Einzug in die Hauptſtadt: Glockengeläute, Kanonendonner, Blumen, Triumphbogen, weißgekleidete Jungfrauen, viele Soldaten, Alles war da, Alles was die aufrichtige Freude einer Haupt- und Reſidenzſtadt vorgeſchriebener Weiſe auszudrücken vermag. Der Oberbürgermeiſter nannte Dornröschen die

allgeliebte, angestammte Landesmutter, und wer nicht „Hoch“ schrie, bis er heiser wurde, den steckte man in's Gefängniß.

Bald darauf mußte der König in den Krieg, und weil doch die Völker regiert werden müssen, gleichgültig durch wen, wenn der Regent, obwohl ein Oger, nur ein angestammter ist, so übergab er für die Zeit seiner Abwesenheit die Regentschaft der Königin-Mutter, indem er ihr zugleich sein Weib und seine Kinder besonders an's Herz legte. Sie versprach alles Gute; aber kaum war der König abgezogen, als sie schon Dornröschen mit ihren Kindern auf's Land schickte, in ein Landhaus, das mitten im düstern, düstern Walde lag. Dort dachte sie ihre Lust auf leichtere und unentdeckte Weise büßen zu können. Nach einigen Tagen folgte sie und eines Abends sagte sie zu ihrem Haushofmeister: „Morgen zu Mittag will ich die kleine Morgenröthe verspeisen!“

„Ach, Madame!“ schrie der Haushofmeister erschrocken.

„Ich will es! Ich geruhe es!“ rief die Königin in einem Menschenfresserton, der zugleich besagte: und daß die Sauce ja recht gut sei!

Der arme Mann sah ein, daß hier nicht zu spassen war, nahm sein großes Messer und stieg hinauf in das Zimmer der kleinen Morgenröthe. Das gute Kind war eben vier Jahre alt, sprang und lachte und warf sich lachend an seinen Hals und fragte ihn, ob er Bonbons mitbringe. Er fing zu weinen an, ließ das Messer fallen und lief in den Hof und schnitt einem kleinen Schäflein den Hals ab, und machte eine so gute Sauce dazu, daß die Königin versicherte, ihr Lebtag nichts Besseres gegessen zu haben. Die kleine Morgenröthe trug er in seine Wohnung im Hinterhofe und übergab sie seiner Frau, daß sie sie gut verstecken möge.

Nach acht Tagen sagte die böse Königin wieder: „Heute Abend will ich den kleinen hellen Tag verspeisen!“

Dießmal erwiederte der Haushofmeister nichts; er dachte sich nur: „Wart, Dich betrüge ich wie das erste Mal.“

Er holte den kleinen hellen Tag, der erst drei Jahre alt war, und der eben mit einem Gewehr in der Hand Soldaten spielte und einen alten Affen einexerzierte, trug ihn zu seiner Frau, die ihn mit der kleinen Morgenröthe versteckte, und setzte der Ogerin anstatt des hellen Tages ein sehr zartes, gut zubereitetes, junges Böcklein vor, das sie überaus wohlschmeckend fand.

Bis dahin ging Alles gut; aber eines Abends sagte die Königin zum Haushofmeister: Ich will die Königin selber fressen, und zwar in derselben Sauce, wie die Kinder. Jetzt war guter Rath theuer. Die hundert Jahre, die sie verschlafen hatte, nicht mitgerechnet, war Dornröschen

jetzt über zwanzig Jahre alt und ganz ausgewachsen. Wo in aller Welt ein Thier hernehmen, das man an ihrer Statt der Königin vorsetzen könnte? In seiner Verzweiflung, und um sich selbst das Leben zu retten, beschloß er zu thun, wie die alte Königin befohlen, und die junge abzuschlachten. Er redete sich in eine arge Wuth hinein und sehr wüthend und mit dem Messer in der Hand brach er in die Stube der jungen Königin und sagte ihr, ohne dabei die schuldige Ehrfurcht außer Acht zu lassen, welchen Befehl er von der Königin-Mutter erhalten. Er meinte, sie werde sich sträuben, schreien und ihn ausschimpfen und ihm so die Sache erleichtern, indem sie ihn noch mehr wüthend machen würde.

Dornröschen aber sagte gelassen, sanft und traurig: „Thun Sie, was Ihres Amtes ist," — und dabei streckte sie ihr schönes, weißes Hälschen hin — „vollstrecken Sie die erhaltenen Befehle; ich folge gern meinen armen Kindern, die ich so sehr geliebt habe."

Sie glaubte nämlich, die Kinder seien todt, seit man sie ihr entführt hatte.

„Nein! Nein!" rief der arme Haushofmeister außer sich vor Rührung, „nein, Majestät sollen nicht sterben, und Ihre Kinder sollen Sie auch wieder haben, denn ich habe sie versteckt, und die Alte soll statt Ihrer ein Reh zu fressen bekommen!"

Sofort brachte er sie zu ihren Kindern, überließ sie ihrem Glücke und eilte, ein Reh herzurichten, das die alte Königin mit demselben Appetit verspeiste, als ob es das appetitliche Dornröschen selbst gewesen wäre. Nun alle ihre Gelüste gestillt, und keine Morgenröthe, kein heller Tag, kein Dornröschen mehr zu haben waren, fühlte sie sich befriedigt, und ohne Furcht vor dem König, dem sie weiß machen wollte, die hungrigen Wölfe hätten sein Weib und seine Kinder gefressen.

Eines Abends, da sie wie gewöhnlich im Hofe herumschnuffelte nach frischem Fleische, hörte sie mit einem Male aus einem unterirdischen Gemache die Stimme des kleinen hellen Tages, der da weinte, weil ihm die Mutter für eine Unart die Ruthe geben wollte, und die Stimme der kleinen Morgenröthe, die für ihr Brüderchen um Verzeihung bat. Die Ogerin erkannte die Stimmen der Königin und ihrer Kinder, und wüthend, auf diese Weise hinter's Licht geführt und in ihren höchsten Freuden beeinträchtigt worden zu sein, schwur sie, sich auf's Furchtbarste zu rächen. Und schon am nächsten Morgen befahl sie, daß man eine große Tonne in den Hof bringe und sie mit Kröten, Vipern, Nattern und Schlangen aller Art anfülle, und die junge Königin und ihre Kinder und den Haushofmeister und dessen Frau und Magd hineinwerfe. Sie alle wurden, die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, herbeigeführt.

Und da standen sie und die Henker machten sich eben bereit, sie zu packen und in die Tonne zu werfen, als mit einem Male der König in den Hof sprengte.

„Was geht hier vor?“ rief er beim Anblick dieses höchst sonderbaren Schauspiels.

Aber kein Mensch hatte den Muth, ihm die Wahrheit zu sagen, und die alte Königin, entrüstet, sich im entscheidenden Momente so gestört zu sehen, stürzte sich nun selbst in die Tonne, wo sie alsbald von den scheußlichen Thieren aufgefressen wurde und ihren wohlverdienten Lohn erhielt. Der König schrieb sogleich eine sechswöchentliche gewöhnliche und sechswöchentliche halbe Hoftrauer für seine hochselige Mutter aus, und war sehr glücklich mit seiner schönen Frau und seinen wo möglich noch schöneren Kindern.

Aſchenputtel,

oder

das gläſerne Pantöffelchen.

Den böſen Stiefmüttern erzähle ich nicht gerne, und ich finde, daß es die Märchen viel zu gerne und viel zu oft thun. Solche Märchen machen die Kinder glauben, daß es nur böſe Stiefmütter gebe und wenn eine zweite Mutter in's Haus kommt, mag ſie den beſten Willen von der Welt haben, die rechte Mutter zu erſetzen, und ein Herz voll Liebe, die Kinder werden immer glauben, daß ſie böſe ſei, nur weil ſie die Stiefmutter iſt. Dazu kommen noch die guten Nachbarn und die böſen Mägde, welche den Kindern in's Geſicht ſeufzen und ſie bedauern, daß ſie eine Stiefmutter haben, und ihnen ſagen, um wie viel beſſer ſie es hätten, wenn noch die rechte Mutter da wäre, daß am Ende die Kleinen gar nicht anders können und für die Fremde eine rechte Feindſchaft faſſen, ob ſie es nun verdient oder nicht. Was ſie thut und beginnt wird ihr ſchlecht ausgelegt, und man bedenkt nicht, daß die rechte Mutter in derſelben Lage wohl genau daſſelbe gethan hätte, wie die Stiefmutter. Züchtigt ſie das Kind, um ihm Unarten abzugewöhnen, dann heißt es: ſeht die Stiefmutter, wie ſie das Stiefkind mißhandelt. Schont ſie es aus Milde und Liebe, dann heißt es wieder, da ſieht man die Gleichgiltigkeit der Stiefmutter; eine rechte Mutter würde hier die Ruthe gebrauchen. Eine Stiefmutter aber, die das fremde Kind recht erziehen will, bedarf

dazu viel mehr Güte, als die rechte Mutter, und einen großen Muth, um die Leute reden zu lassen. Manche als schlimm verschrieene Stiefmutter ist ein Herz voll Barmherzigkeit und eine wahre Heldin. Aber wir sind ja für die Märchen nicht verantwortlich und so mögen wir die Geschichte vom Aschenputtel um so ruhiger nacherzählen, als wir die Stiefmutter beinahe ganz aus dem Spiele lassen können.

Es war einmal ein Edelmann, der sich zum zweiten Male verheirathete und zwar mit der stolzesten und hochmüthigsten Frau von der Welt. Sie brachte zwei Töchter in die Ehe mit, die ganz ihrer würdig und ihr in allen Dingen ähnlich waren, denn der Apfel fällt bekanntlich nicht weit vom Stamm. Der Edelmann seinerseits hatte ebenfalls eine Tochter, das sanfteste, gutmüthigste Geschöpf, das man sich vorstellen kann, das rechte Ebenbild der seligen Mutter, die die Güte selbst gewesen. Warum besagter Edelmann nach einer so guten Frau eine so böse geheirathet, ist unbekannt; diese Erscheinung aber wiederholt sich so oft in der Welt, daß man zu der Annahme geneigt ist, das Leben an der Seite einer guten Frau sei den Männern langweilig und sie hätten eine wahre Sehnsucht nach dem männerbeherrschenden Pantoffel.

Die Stiefmutter war kaum in's Haus gekommen, als sie ihre bösen Launen schon an der vorgefundenen Stieftochter ausließ, da neben dieser die schlechten Eigenschaften ihrer rechten Töchter desto greller abstachen. Die niedrigsten Verrichtungen im Hause wurden ihr aufgetragen; sie mußte Teller, Töpfe und Schüssel spülen, die Treppen waschen, die Zimmer der Frau und ihrer Töchter wichsen; sie schlief im Dachstübchen auf schlechtem Strohsack, während die Schwestern in parkettirten Zimmern wohnten, welche mit den modischsten Himmelbetten ausgestattet waren und mit so großen Spiegeln, daß sie sich darin vom Wirbel bis zur Zehe betrachten konnten. Das arme Kind ertrug Alles mit der größten Geduld und dem Vater klagte es nicht, weil er es sonst gezankt hätte. So sehr stand er unter dem Pantoffel, der arme Mann. Wenn sie mit ihrer Arbeit fertig war, setzte sie sich in einen Winkel, oder in die Asche am Herde, und daher kam es, daß man sie im Hause Aschenputtel nannte. Bei all' dem war Aschenputtel in ihren schlechten, schmutzigen Kleidern tausend mal schöner, als die Stiefschwestern in ihren Prachtgewändern.

Da begab es sich, daß der Sohn des Königs einen Ball veranstaltete, und daß er alle Personen von Stande dazu einlud; auch unsere zwei Fräulein waren gebeten, denn sie galten für sehr vornehm im Lande und machten viel von sich reden. Man kann sich denken, wie es da im Hause herging. Wir Alle, wir haben sehr tugendhafte, sehr einfache, sehr bescheidene Schwestern; wir sind nichts weniger als vornehm und zum Sohn des Königs werden wir gar nicht geladen;

und doch, welcher Kobold, ja man möchte sagen, welcher Gottseibeiuns fährt mit aller Unruh in's Haus, wenn unsere tugendhafte, einfache, bescheidene Schwester auf einen Ball geladen wird. Nun denke man sich erst, wie es im Hause des Edelmanns und der hochmüthigen Töchter der hochmüthigen Frau aussah. Das arme Aschenputtel hatte nicht genug Füße, um zu laufen, und nicht genug Hände, um zu waschen, zu nähen, zu plätten. Tag und Nacht war nur von Putz und wieder Putz die Rede; man berathschlagte, als ob es sich um das Heil der Welt handelte, und man ergrimmte und erzürnte sich wohl zwanzig mal des Tages über Dinge, die nicht den Werth eines Stecknadelknopfes hatten.

„Ich," sagte die Aeltere, „ich ziehe mein rothes Sammtkleid an und meine brüsseler Spitzen."

„Ich," sagte die Jüngere, „ich nehme ein gewöhnlicheres Kleid, dafür aber binde ich meine Schleppe mit Goldblumen, und thue mein diamantenes Halsband an, das auch nicht bitter ist."

Man berief die theuersten Coiffeure und kaufte die kostbarsten Schönpflästerchen; man bestreute sich Haare, Hals und Nacken mit Goldstaub und was dergleichen weibliche Dummheiten mehr sind. Die Beschreibung solcher Herrlichkeiten müssen wir weiblichen Federn überlassen, deren wir ja heutzutage, Gott sei Dank, genug haben. Die verstehen es, mit diesen wichtigen Sachen ganze Bände auszufüllen, und man sieht es ihnen an, daß sie sich dabei am liebsten aufhalten. Das Wasser läuft ihnen im Munde zusammen, wenn sie in ihren Büchern an solche Stellen kommen und der Leser bedauert aufrichtig, daß die Schriftstellerin ihren Lebenszweck verfehlt und nicht Kammerjungfer oder Schneidermamsell geworden. Uebrigens verstand sich auch Aschenputtel darauf, denn sie war ein weibliches Wesen, und ihre Schwestern zogen sie gern zu Rathe und ließen sich auch von ihr den Kopfputz aufsetzen. Sie gab ihren besten Rath und verwandte auf den Kopfputz ihren besten Geschmack, denn dazu war sie zu gut, um absichtlich einen schlechten Rath zu geben oder den Kopfputz schief aufzusetzen, was hundert Andere an ihrer Stelle gethan hätten, um sich an den bösen Schwestern zu rächen.

Während sie ihnen das Haar strählte, fragten sie: „Aschenputtel, Du gingest wohl auch gerne auf den Ball?"

„Ach, meine Fräulein, Sie machen sich wohl lustig über mich armes Ding; so was wäre viel zu viel für mich."

„Du hast Recht; so ein Aschenputtel auf dem Hofball würde sich komisch ausnehmen."

Mehr als zwei Tage konnten die Stiefschwestern vor lauter Freude keinen Bissen herunterbringen, und mehr als ein Dutzend Schnürriemen zerrissen, so eng ließen sie sich die Mieder

zusammenziehen, und beständig standen sie vor dem Spiegel, und wunderten sich, wie sehr man sie bewundern werde. Endlich brach der große Tag an; man fuhr ab, und Aschenputtel sah ihnen nach, als der Wagen längst um die Ecke verschwunden war. Zuletzt konnte sie gar nichts mehr sehen, denn die Thränen stürzten ihr aus den Augen hervor.

Ihre Pathe, die sie weinen hörte, kam herbei und fragte, was ihr fehle?

„Ich möchte — ich möchte," mehr konnte sie vor Weinen nicht herausbringen.

Man braucht gerade keine Fee zu sein, wie es die Pathe wirklich war, um zu errathen, was ihr fehlte, und sie sagte: „Du möchtest wohl auch gern auf den Ball?"

„Ach ja!" erwiederte Aschenputtel mit einem tiefen Seufzer.

„Nun gut, wenn Du brav bist, will ich's wohl möglich machen." Sie führte sie auf ihre Stube und sagte ferner: „Jetzt gehe in den Garten und hole einen Kürbis."

Aschenputtel lief und holte den schönsten, den sie finden konnte, obwohl sie nicht einsah, wie der Kürbis mit dem Ball zusammenhing, aber sie war ein gläubiges Gemüth, und ein solches fragt nicht viel und thut, was man ihm befiehlt. Die Pathe höhlte den Kürbis aus, ließ nur die dicke Schale stehen, schlug sie mit ihrem Zauberstäbchen und siehe da, eine vergoldete Karosse stand da, daß es eine Pracht war. Dann ging sie an die Mausefalle, in der sich gerade sechs schöne, lebendige Mäuse gefangen hatten. Sie befahl Aschenputtel, die Klappe ein wenig in die Höhe zu ziehen, und jeder Maus, die herauskam, gab sie mit dem Zauberstäbchen einen kleinen Klapps, und jede Maus verwandelte sich sofort in einen kostbaren Grauschimmel, was im Ganzen ein herrliches Sechsgespann von gleichen mausgrauen Apfelschimmeln ergab. Da sie nicht gleich wußte, wo einen entsprechenden Kutscher hernehmen, sagte Aschenputtel: „Ich will einmal nachsehen, ob sich in der Rattenfalle nicht vielleicht eine Ratte findet, die man in einen Kutscher verwandeln könnte."

„Sehr klug," sagte die Pathe, „sieh einmal nach."

Aschenputtel brachte die Rattenfalle und siehe da, es fanden sich drei ganz stattliche Ratten darin. Eine der drei hatte einen sehr fragwürdigen Bart; die berührte die Pathe und es gab einen so kärtigen Kutscher, wie sich ihn nur ein Gesandter wünschen kann. Dann sagte sie: „Geh wieder in den Garten, und hole mir die drei Eidechsen, die Du hinter der Gießkanne finden wirst."

Aschenputtel hatte sie kaum herbeigebracht, als sie die Pathe schon in ebenso viele galonirte, betreßte Bediente verwandelte, die sich so steif und stumm hinter der Karosse aufpflanzten, als hätten sie ihr Lebtag nichts Anderes gethan.

„Nun," sagte die Fee, „da ist der Pracht genug, um auf den Hofball zu gehen. Bist Du zufrieden?"

„Freilich — aber — aber — in diesen Kleidern —"

Die Pathe berührte sie mit ihrem Stäbchen und sie stak in einer Toilette, die wir nicht weiter beschreiben wollen, um dem armen Aschenputtel nicht das gesammte weibliche Geschlecht zu Feinden zu machen; und dazu gab ihm die Pathe noch ein Paar gläserner Pantöffelchen, ein wahres Wunder der Schuster- und Glasmacherei.

So aufgeputzt stieg sie in die Karosse und ehe sie abfuhr, empfahl ihr die Pathe auf's Dringlichste, den Ball ja vor Mitternacht zu verlassen, widrigenfalls sich ihr Wagen wieder in einen Kürbis, die Pferde in Mäuse, der Kutscher in eine Ratte, die Bedienten in Eidechsen, und ihre prächtigen Kleider wieder in die alten, schmutzigen Lumpen verwandeln würden. Aschenputtel versprach zu thun, wie die gute Pathe befahl, und fuhr ab, das Herz voll Glückseligkeit.

Als dem Prinzen die Ankunft einer mächtigen aber unbekannten Prinzessin gemeldet wurde, eilte er höchstselbst die Treppe hinab, um sie zu empfangen, reichte ihr die Hand beim Aussteigen und führte sie in den Saal. Da wurde es mit Einemmale ganz stille, mäuschenstille; Alles hörte auf zu tanzen, die Violinen hörten auf zu spielen und man that gar nichts Anderes, als die außerordentliche Schönheit der großen Unbekannten betrachten. Höchstens daß man hie und da den Ausruf hörte: „O, wie schön ist sie!"

Selbst der alte König, wie alt er war, setzte seine Brille auf und sagte mit einer Kennermiene, die man aus vergangenen Zeiten noch an ihm kannte, daß er seit lange, etwa seit dem vorletzten Kongreß, keine so schöne und anmuthige Person zu Gesicht bekommen. Darauf seufzte er und die Königin auch. Die Damen studirten vorzugsweise Stoff und Schnitt der Kleider, sowie den Kopfputz der fremden Prinzessin, um gleich morgen Alles genau nachmachen zu lassen, denn die Weiber meinen immer, der Anzug thue es, und daß sie gerade so schön sein würden, wie die schönste Person, wenn sie nur erst auch so gekleidet wären. O Himmel, welch' ein bedauerlicher Irrthum! Wenn sich die Sache so verhielte, dann wären die Schneider und Friseure die Könige der Welt und mächtiger als die mächtigsten Monarchen, von denen man je gehört.

Der Kronprinz führte Aschenputtel auf den höchsten Ehrenplatz, dann bat er sie um eine Tour und sie tanzte mit solcher Anmuth, daß man sie noch mehr bewunderte als zuvor. Bei Tische brachte der Prinz keinen Bissen herunter, so sehr war er in Betrachtung der großen Schönheit verloren und so stark hatte sich bei ihm schon jene Appetitlosigkeit eingestellt, welche als ein

bedrohliches Symptom der hitzigen Liebeskrankheit vorauszugehen pflegt. Aschenputtel setzte sich neben ihre Schwestern, überhäufte sie mit Liebenswürdigkeiten, und gab ihnen von den Zitronen und Orangen, die ihr der Prinz vorlegte, was die Beiden sehr verwunderte, weil sie Aschenputtel nicht erkannten.

Da schlug es ein Viertel vor Mitternacht; rasch erhob sich Aschenputtel, machte der ganzen Gesellschaft einen tiefen Knix und entfernte sich, so schnell sie konnte. Zu Hause angekommen, lief sie sogleich zu der guten Pathe, dankte ihr für alles Genossene und sagte ihr, daß sie morgen wohl wieder auf den Ball zu gehen wünschte, da sie der Prinz so sehr darum gebeten. Und wie sie im besten Erzählen war, pochten die Schwestern an die Thüre; Aschenputtel lief und öffnete, und gähnend, als ob sie eben aus dem Schlaf erwacht wäre, sagte sie: „Ach, wie lange seid ihr ausgeblieben!"

„Wärest Du mit uns gewesen," antwortete die Eine, „die Zeit hätte Dir nicht lange geschienen; es war eine wunderschöne Prinzessin auf dem Balle, die schönste Prinzessin; die man sich nur vorstellen kann; sie war überaus gnädig gegen uns und gab uns Zitronen und Orangen."

Aschenputtel wupperte bei diesen Worten das Herz vor Freude; sie fragte nach dem Namen der Prinzessin, aber sie antworteten, daß sie ganz unbekannt sei, daß sich der Prinz darüber höchlichst grämе und daß er Alles dafür gäbe, wenn er nur wüßte, wer sie wäre. Aschenputtel lächelte unter der Nase und sagte: „War sie wirklich so schön! Mein Gott, wie glücklich seid ihr! Könnte ich sie denn gar nicht zu sehen bekommen? Fräulein Jeanette, ich bitte, leihen Sie mir nur Ihr gelbes Kleid von alle Tage!"

„Wahrhaftig?" rief Fräulein Jeanette, „ich werde mein gelbes Kleid einem schmutzigen Aschenputtel leihen! — da müßt' ich ja verrückt sein!"

Aschenputtel erwartete keine andere Antwort und diese war ihr ganz recht, denn was würde sie angefangen haben, wenn ihr die Schwester wirklich das gelbe Kleid geliehen hätte?

Tags darauf gingen die Schwestern wieder auf den Ball; Aschenputtel auch, nur noch viel schöner und prächtiger aufgeputzt als das erste Mal. Der Prinz wich nicht von ihrer Seite und sagte ihr die süßesten Sachen, die jedes Mädchen gerne hört und die auch Aschenputtel gerne hörte. Sie hörte so aufmerksam zu und die Zeit verging ihr so rasch, daß sie ganz die Warnungen und Ermahnungen der Pathe vergaß, und plötzlich ertönte der erste Glockenschlag der Mitternacht, als sie glaubte, es sei noch nicht elf Uhr. Erschrocken sprang sie auf und floh mit der Leichtigkeit

eines Reh's davon. Der Prinz ihr nach, aber er konnte sie nicht erreichen; er erwischte nichts als einen der gläsernen Pantoffel, den Aschenputtel auf der Flucht fallen gelassen. Ganz außer Athem kam sie zu Hause an, ohne Karosse, ohne Bediente, ohne Prachtkleider, in ihre alten Lumpen gehüllt, wie sonst; nichts war ihr geblieben, als ein Pantoffel, dessen Bruder ihr vom Fuße gefallen war. Im Schlosse fragte man die Thürsteher, ob sie nicht eine wunderschöne Prinzessin hätten hinausgehen sehen? Sie antworteten, daß sie nichts gesehen, als ein schlecht gekleidetes Mädchen, das eher einer Bäuerin als einer Prinzessin ähnlich gewesen.

Als die Schwestern vom Balle heimkamen, fragte sie Aschenputtel, ob sie sich denn gut unterhalten und ob die schöne Dame wieder da gewesen sei. Sie sagten Ja! und fügten hinzu, daß aber die schöne Dame mit Schlag Mitternacht auf und davon gegangen und daß sie auf ihrer Flucht das reizendste Glaspantöffelchen von der Welt habe fallen lassen; daß der Prinz es aufgehoben, und daß er in die Besitzerin des Glaspantöffelchens ganz verliebt sei.

Das mußte wohl wahr sein; denn wenige Tage darauf wurde unter Trompetenstößen überall kund gethan, daß der Prinz diejenige heirathen werde, deren Fuß in das Glaspantöffelchen passe. Man fing mit der Probe des Pantoffels bei den Prinzessinnen an, dann bei den Herzoginnen, dann bei allen Hofdamen — überall umsonst. Man brachte dann das Pantöffelchen zu den beiden Schwestern, die alles Mögliche thaten, um ihre Füße hinein zu zwängen; aber sie kennten es nicht durchsetzen. Aschenputtel, die ihren Pantoffel erkannte, sah lächelnd zu und sagte: „Wie wäre es, wenn ich es auch einmal versuchte?"

Die Schwestern brachen in lautes Gelächter aus und wollten sie zur Thür hinaustreiben. Aber der mit der Pantoffelprobe beauftragte, außerordentliche Gesandte, ein alter, geriebener Diplomat, betrachtete Aschenputtel genauer, blickte mit scharfen Augen mitten durch Lumpen und Schmutz, fand sie sehr schön und meinte, es sei nichts wie billig, und daß er Auftrag habe, den Pantoffel ohne Ansehen der Person und des Standes alle Mädchen probiren zu lassen. Er bat Aschenputtel, sich gefälligst hinzusetzen, kniete vor ihr nieder, schob das Pantöffelchen über ihre Zehen — und siehe da, es saß, wie angegossen. Das Erstaunen der beiden Schwestern war groß, sehr groß; und es wurde noch größer und allgemeiner, als Aschenputtel mit Einemmale auch den andern Glaspantoffel aus der Tasche zog, und ihn, wie nichts, über den andern Fuß schob. Dazu kam noch (wie immer bei Feen, und wenn eine Geschichte ihrem Ende entgegeneilt) zur rechten Zeit die Pathe, berührte Aschenputtel mit dem Zauberstäbchen und so geputzt saß sie da, daß die Prachtgewänder der zwei Ballabende nichts dagegen waren.

Jetzt erst ging den beiden Schwestern ein Licht auf. Sie erkannten die schöne Person, die ihnen Zitronen und Orangen gegeben, warfen sich ihr zu Füßen und baten um Vergebung für die schlechte Behandlung, die sie ihr bisher hatten angedeihen lassen. Gute Menschen werden durch das Glück immer besser, und so hob Aschenputtel die bösen Schwestern auf, drückte sie an's Herz, versicherte sie ihrer Liebe und versprach, die ganze Vergangenheit zu vergessen. Der Prinz, der seinen Commissären immer in einiger Entfernung folgte, stürzte herbei, fand Aschenputtel schöner als je, und heirathete sie wenige Tage darauf. Daß sie nun sehr glücklich war, und eine große Königin wurde, und ihren Stiefschwestern alles mögliche Gute that — das versteht sich Alles von selbst.

Der gestiefelte Kater.

Erbschaft allein thut's nicht. Kleines Erbe hat oft schon mehr genützt als großes; und keines mehr als kleines. Auf eigenen Füßen kommt man weiter, als auf Stelzen, und eigene zwei Beine sind sicherer, als die vier eines Rosses, das tausend Louisd'or kostet. Wir Alle kennen Millionäre, deren Väter nicht das Brod hatten, und Bettler, deren Großväter in Palästen wohnten. Etwas Grütze im Kopf ist mehr werth, als große Ländereien außerhalb des Kopfes — und etwas Mutterwitz mehr als alles Mütterliche und Väterliche zusammengenommen. Der erste Thaler ist schwerer zu verdienen, als die zweite Million, und alle Millionen sind leichter auszugeben, als der erste Thaler zu erwerben. Und Behalten ist noch schwerer als Erwerben.

Ein Müller hatte drei Söhne und den drei Söhnen hinterließ er eine Mühle, einen Esel und eine Katze. Der Aelteste nahm nach dem Rechte der Erstgeburt die Mühle, der zweite den Esel — blieb für den Jüngsten nichts als die Katze. Das war eine leichte und natürliche Theilung und die Advokaten und Gerichte verdienten nicht viel dabei.

„Eine Katze!" rief der Jüngste unzufrieden, „eine Katze! Was thu' ich mit einer Katze? Das ist für die Katz! Wär's noch eine Geldkatze! Was nützt es mir, daß die Katze Mäuse

fängt, fressen doch die Mäuse nicht meinen Speck! Schlage ich sie todt, habe ich höchstens ein Katzenfell, aus dem ich mir eine Pelzmütze machen lasse, während ich mit nackten Füßen herumlaufe. Was nützt ein warmer Kopf bei kalten Füßen? Wenn ich zum Fenster hinaussehe, werden die Leute sagen: der hat's gut, er hat eine Pelzmütze! — aber wer mich ganz sieht, wird über mich lachen oder mich bedauern."

So philosophirte er nach Art der Leute, die mit ihrem Loos wie mit ihrer Erbschaft unzufrieden sind. Der Kater, der ihm zuhörte, that nichts dergleichen, spielte nicht den Beleidigten und sagte mit einer Miene, die ihrer Sache sicher ist: „Seid nicht so traurig, mein Herr und Gebieter! Gebt mir nur einen Sack und lasset mir ein Paar guter Stiefel machen, daß ich in's Gestrüpp gehen könne, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß der schlechteste Theil der Erbschaft nicht Euch zugefallen."

Der Herr des Katers zuckte mitleidig die Achsel und gab nicht viel auf diese Worte. Indessen aber hatte er so oft Gelegenheit, seine Klugheit und Geschicklichkeit beim Mäusefangen zu beobachten, daß er dachte: Man kann nicht wissen! Oft schon hat ein geschickter Diener seinen Herrn aus der Noth gerissen, und manch' ein König dankt sein Reich einem Minister, der ursprünglich ein verachteter armer Teufel gewesen. So that er denn, wie der Kater sagte.

Als der Kater hatte, was er wünschte, zog er schön die Stiefel an, und henkte den Sack um, den er mit Kleie und allerlei Spülicht anfüllte. Die Schnüre des Sackes nahm er zwischen die Vorderpfoten und machte sich auf den Weg, und ging in ein Gehege, wo es von Kaninchen wimmelte. Dort angekommen, legte er sich wie todt hin und wartete, ob nicht irgend ein junges, unerfahrenes, mit den Listen und Tücken der Welt noch unbekanntes Kaninchen komme, um von den Leckspeisen zu kosten, die er in seinen Sack gethan hatte.

Er hatte sich kaum ausgestreckt, als er seine List schon gelingen sah. Ein junger Leichtsinn von Kaninchen schlüpfte in den Sack; Meister Kater zog die Schnüre, fing es und tödtete es ohne Gnade und Barmherzigkeit. „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um!" sagte er dabei in moralisch und fromm näselndem Tone.

Stolz auf seinen Sieg, ging er geraden Wegs zu Hof und verlangte den König zu sprechen. Man führte ihn in die innersten Gemächer Seiner Majestät, wo er sich tief verneigte und also sprach: „Sire! Hier habe ich die Ehre, ein ganz ausgezeichnetes Kaninchen allerdevotest im Auftrage meines Herrn und Gebieters, des Marquis von Habenichts, als Zeichen seiner Treue und Unterthänigkeit zu überreichen."

„Sage Deinem Herrn," geruhte der König zu antworten, „daß ich ihm danke, und daß ich ihm in Gnaden gewogen bleibe."

Bald darauf legte sich der Kater in ein Kornfeld, öffnete seinen Sack und zog die Schnur, als zwei Rephühner hineingeschlüpft waren, und fing sie alle beide. Sogleich lief er wieder zum König, und überreichte ihm die Rephühner, wie das erste Mal das Kaninchen, im Namen seines Herrn. Der König dankte wieder und ließ ihm ein Trinkgeld verabreichen.

So trieb es der Kater durch mehrere Monate, indem er dem König jeden Augenblick Wildpret von den Jagden seines Gebieters, des Marquis von Habenichts, als Zeichen seiner Treue und Unterthänigkeit überreichte.

Eines Tages, da er in Erfahrung brachte, daß der König mit seiner Tochter, einer der schönsten Personen der Welt, längs des Flusses eine Spazierfahrt machen sollte, sagte der gestiefelte Kater zu seinem Herrn: „Wenn Ihr jetzt auf meinen Rath hören wollt, ist Euer Glück gemacht. Gehet hin und badet im Flusse an der Stelle, die ich Euch bezeichnen werde. Im Uebrigen lasset mich machen."

Der Marquis von Habenichts that nach dem Rathe seines Katers, ohne zu wissen, wohin es führen sollte. Während er badete, kam der König vorbei, und da fing der Kater aus Leibeskräften zu schreien an: „Zu Hülfe! Zu Hülfe! Der Herr Marquis von Habenichts ertrinkt!"

Auf dieses Geschrei streckte der König den Kopf zum Wagenfenster heraus, erkennt den Kater, der ihm so viele Geschenke gebracht, und befiehlt seinen Garden, daß sie dem Herrn Marquis von Habenichts zu Hülfe eilen.

Während man mit der Rettung des armen Marquis beschäftigt war, näherte sich der Kater der Leibkarosse und erzählte dem König, daß, weil jener sich badete, Diebe seine Kleider davongetragen, obwohl er mit aller Macht: „Halt den Dieb!" geschrieen, und daß jetzt der arme Marquis dastehe, wie ihn Gott geschaffen. Der Spitzbub von Kater hatte die Lumpen seines Herrn unter einem großen Stein versteckt. Der König befahl sofort dem Beamten seiner allerhöchsten Leibgarderobe, daß man augenblicklich für den Herrn Marquis von Habenichts einen seiner schönsten Anzüge herbeischaffe. Der König überhäufte ihn währenddem mit allen möglichen Gunstbezeugungen, und da die Kleider, die man indessen herbeibrachte, ihm, der ohnehin schon von Natur ein schöner Junge wär, trefflich standen, fand ihn die Königstochter ganz nach ihrem Geschmack, und der Marquis von Habenichts brauchte ihr nur einige aus Hochachtung und Zärtlichkeit gemischte Blicke zuzuwerfen, um sie ganz und bis zur Narrheit verliebt zu machen.

Der König lud ihn ein, in den Wagen zu steigen und an der Spazierfahrt Theil zu nehmen. Da saß er nun der Prinzessin gegenüber und so nahe — daß sie als kurzsichtige Person in seinen Augen hätte lesen können, was drin stand und nicht stand. „Jetzt," dachte der Kater, „jetzt blüht unser Weizen!" und lief, was er konnte, dem Wagen des Königs voraus, bis er an eine große Wiese kam, die eben von den Bauern abgemäht wurde. Er stellte sich in ihre Mitte und hielt eine gewaltige Volksrede, in der er ihnen alles mögliche Gute versprach und die so endete: „Edles Volk, Bürger, freie Menschen, ehrliche Landleute! So ihr jetzt, wenn der König, unser allergnädigster Herr, hier vorbeikommt, nicht Alle und einstimmig behauptet, daß diese Wiese, die ihr hier abmähet, dem edlen Marquis von Habenichts gehört und von jeher gehört hat, so werdet ihr sammt und sonders, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in die Pfanne gehauen."

Nachdem er so die Volksstimme — „Volksstimme, Gottesstimme," dachte er bei sich — vorbereitet hatte, eilte er weiter, damit der König ja nicht sehe, auf welche Weise das Volk für seine Abstimmung dressirt wird.

Der König verfehlte nicht, die braven Landleute zu fragen, wem die Wiese gehöre. Sie antworteten Alle auf's Freimüthigste: „Unserem gnädigen Herrn, dem Marquis von Habenichts."

„Sie haben da ein recht schönes Stück Landes, Herr Marquis!" bemerkte der König.

„Zu dienen, Majestät, ein recht einträgliches Stück Feld!" schmunzelte der Marquis bescheiden.

Der gestiefelte Kater, immer dem Wagen des Königs voraus, begegnete wieder Landleuten, die auf einem Felde ernteten. Er hielt wieder eine herrliche Volksrede, die wieder so endete: „So ihr nicht, wenn der König, unser allergnädigster Herr, hier vorbeikommt, Alle und einstimmig behauptet, daß all' diese Kornfelder dem edlen Marquis von Habenichts gehören und immer gehört haben, so werdet ihr sammt und sonders, ohne Gnade und Barmherzigkeit, in die Pfanne gehauen!"

Der König, der gleich darauf vorüber fuhr, that, wie er gewohnt war, fragte und erhielt die unbefohlene Antwort, indem alle Bauern zusammenschrieen: „Diese Felder alle gehören und haben immer gehört unserem gnädigen Herrn, dem Marquis von Habenichts!"

Der König komplimentirte den Marquis auf's Neue über die Größe, Schönheit und Einträglichkeit seiner Besitzungen. Der Kater lief immer voraus, befahl Allen, denen er begegnete, dasselbe, und der König staunte mehr und mehr über den großen Reichthum und die ausgedehnten Besitzungen des Herrn Marquis von Habenichts.

So kam der Kater, immer vorauseilend, vor das Schloß eines der reichsten Oger, denn alle die Güter, die der König auf seinem Wege bewunderte, gehörten ihm. Der Kater hatte sich betreffs der Person und der Fähigkeiten des Ogers genau unterrichtet, und bat um eine Audienz, indem er versicherte, daß er am Schlosse Seiner Herrlichkeit unmöglich vorbeireisen könne, ohne hochderoselben seine Aufwartung gemacht zu haben.

Der Oger empfing ihn so freundlich, als ein Oger sein kann und lud ihn ein, sich zu setzen. „Man erzählt sich im Volke," nahm der Kater das Wort, „daß Euer Gnaden die Kunst besitzen, jede beliebige Thiergestalt anzunehmen, z. B. sich in einen Elephanten oder Löwen zu verwandeln. Das wird wohl eine Mythe sein, wie man sie von bedeutenden Männern zu erzählen pflegt. Ich gestehe, daß ich dergleichen als aufgeklärter Kater nicht glauben kann."

„Nicht glauben!" rief der Oger entrüstet, „Du wirst wohl daran glauben müssen!" und augenblicklich verwandelte er sich in einen Löwen.

Den Kater ergriff ein solcher Schreck, daß er zum Fenster hinaussprang und sich über die Dachrinne retten wollte, wobei er, von seinen für dergleichen Wege nicht gebauten Stiefeln behindert, beinahe den Hals gebrochen hätte. Erst als er das höhnische Gelächter des Ogers vernahm und sich überzeugte, daß dieser den Löwen wieder abgelegt hatte, kehrte er zu ihm zurück mit den größten Komplimenten über seine wunderbaren Künste. „Aber," fügte er hinzu, „man sagt auch, daß Euer Gnaden sich auch in kleine Thiere, wie z. B. in eine Ratte oder Maus, verwandeln könne. Das halte ich für platterdings unmöglich."

„Unmöglich!" rief der Oger, „das Wort unmöglich ist nicht egerisch." Gleich war er eine Maus und lief über das Parket hin. Da machte der Kater einen Sprung, und aus war es mit der Maus und mit dem Oger für immer. Die Maus ist für die Katze, und wenn ein Riese sich auch nur für einen Augenblick klein und schwach zeigt, kann er sicher sein, gefressen zu werden.

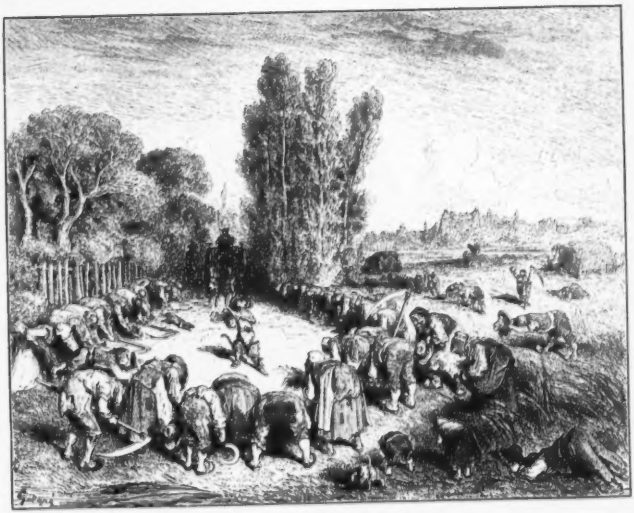
Unterdessen fuhr der König über die Zugbrücke in das Schloß, dessen Pracht ihn schon von ferne angezogen hatte. Der Kater hörte das Gerumpel und Getrampel, eilte hinab und hieß Seine Majestät im Schlosse seines Herrn, des Marquis von Habenichts, hoch willkommen.

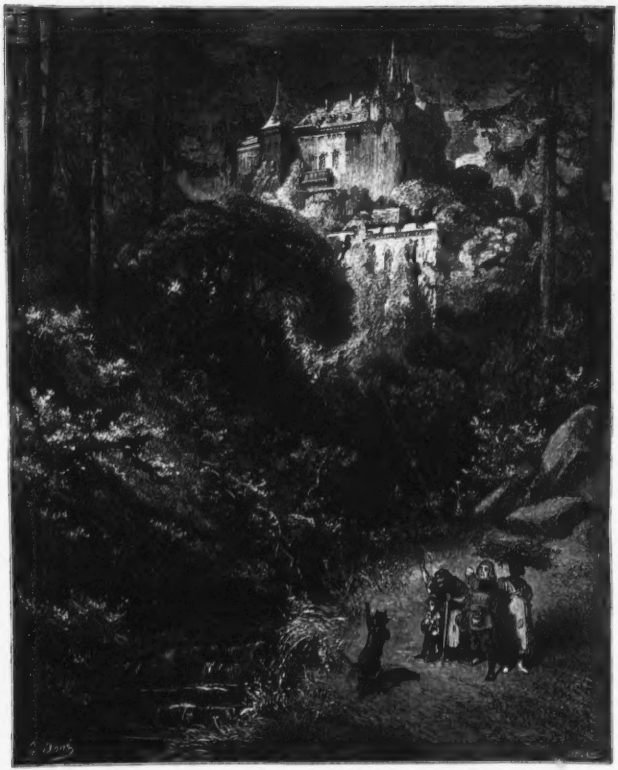
„Wie, Herr Marquis, auch dieses Schloß Ihr Eigenthum?" rief der König, „man kann nichts Schöneres sehen, als dieses Thor, diese Thürme, diesen Hof, diese Treppen! Da müssen Sie mich schon einige Zeit zu Gaste nehmen.

Der Marquis von Habenichts gab der Prinzessin den Arm und folgte dem König, der die Treppen hinaufstieg, in einen Saal, wo der Oger für seine Freunde, die er diesen Tag erwartete,

ein großes Gastmahl bereitet hatte. Man setzte sich zu Tische und war lustig und guter Dinge. Nur die Prinzessin war etwas melancholisch und das kam von der Liebe, die sich von Stunde zu Stunde in ihrem Herzen immer breiter machte. Der König bemerkte das und diese Bemerkung in Verbindung mit der anderen, daß der Marquis von Habenichts wohl einer der reichsten Granden des Landes sei, bewog ihn beim sechsten oder siebenten Glas zu dem Ausruf: „Wenn Sie mein Eidam werden wollen, Herr Marquis, ich wüßte nicht, daß dem etwas im Wege stünde!“ Darauf lachte der König wie über einen Witz. Der Marquis nahm die Sache ernst, und noch denselben Abend wurde er des Königs Schwiegersohn in optima forma.

Der gestiefelte Kater wurde Minister, und ging nur noch zu seinem Vergnügen auf die Mäusejagd, denn nur ein gemeiner Emporkömmling verleugnet die Freuden seiner Jugend.





Riquet mit dem Schopf.

Riquet, der Königssohn, kam so häßlich und schlecht gebaut zur Welt, daß die Hofdamen, die sich mit dem bekannten: „O das prächtige Kind!“ oder: „O das liebe Kind!“ auf den Lippen, der Wiege näherten, plötzlich verstummten und mit einem gefrorenen, verlegenen Lächeln davon schlichen, um draußen vor der Thüre, von der hohen Wöchnerin ungesehen, die Hände über dem Kopf zusammen zu schlagen. Der ausgepichteste Hofmann, der sein ganzes Leben mit Lügen und Schmeicheln zugebracht, wagte es nicht, ihn schön zu finden. Was ihn neben seiner Häßlichkeit noch auszeichnete, war ein Haarschopf über der Stirne, den er fix und fertig mit in die Welt brachte, weßhalb man ihn auch Riquet mit dem Schopf nannte.

Die Königin war über die Häßlichkeit ihres Sohnes in Verzweiflung, aber die Fee, die ihr in der schweren Stunde Beistand leistete, tröstete sie und versicherte, daß der häßliche Junge nichts desto weniger einen liebenswürdigen Kavalier ausmachen werde, von wegen des vielen Geistes, den er haben werde — und sofort beschenkte sie ihn auch mit der Zähigkeit, der Person, die er dermaleinst lieben werde, so viel Geist abgeben zu können, als er selbst haben werde, ohne darum kümmer zu werden. Denn der Geist ist wie ein Licht, an dem sich viele hundert Lichter entzünden können, ohne daß darum das Erste an Leuchtkraft verlöre.

Dieses tröstete die königliche Mutter ein wenig und ganz beruhigte sie sich, als der kleine, häßliche Prinz in der That bald die schönsten Zeichen von Geist und Verstand an den Tag legte. Er sagte so viele schöne Sachen und er that Alles, was er that, mit so viel Anmuth und Geschick, daß man bei Hof und in der Stadt von nichts Anderem zu erzählen wußte. Alle Welt war von ihm entzückt und den Schopf über seiner Stirn erklärte man damit, daß so viel Geist in seinem Kopfe allein nicht Platz genug gehabt hätte, und daß ihm daher die Natur den Schopf als eine Art Dependance und besondere Vorrathskammer beigegeben.

Als er ungefähr sieben bis acht Jahre alt war, setzte die Königin eines benachbarten Reiches zwei kleine Prinzeßlein auf einmal in die Welt. Diejenige, welche zuerst das Tageslicht erblickte, war so schön, so schön, daß die Königin vor Freude darüber beinahe den Verstand verloren hätte. Um der allzugroßen Freude, die ihr hätte schaden können, einen Dämpfer aufzusetzen, versicherte die Fee, die ihr Beistand leistete, dieselbe, die bei der Geburt Riquet's mit dem Schopf zugegen gewesen, daß dafür gesorgt sei, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, und daß die Prinzessin eben so dumm als schön sein werde. Die Königin hatte kaum Zeit, sich von dem Schrecken, den ihr diese Worte der Fee einflößten, zu erholen, als sie schon einen zweiten, weit ärgeren erleben sollte, denn die zweite Prinzessin, die jetzt zum Vorschein kam, war ein Ausbund von Häßlichkeit. Die Königin war so verzweifelt, wie jene andere, als sie Riquet mit dem Schopf gebar, und jammerte gewaltig, indem sie fortwährend den bekannten Spruch wiederholte:

Häßlichkeit entstellet immer,
Selbst das schönste Frauenzimmer!

„Das ist unbestreitbar," bestätigte die Fee, „aber Euer Majestät können sich doch trösten, denn die Prinzessin wird so viel Verstand haben, daß man darüber ihre Häßlichkeit vergessen wird."

„Gott gebe es," seufzte die Königin, „aber könnte man nicht etwas thun, damit die Andere, die so schön ist, auch ein klein wenig Spiritus bekäme?"

„In dieser Beziehung," versicherte die Fee, „bin ich ohnmächtig; meine Macht erstreckt sich nur auf die Schönheit. Um Euer Majestät zu zeigen, daß ich mein Möglichstes leisten will, beschenke ich die schöne Prinzessin mit der Kraft, eine beliebige Person mit Schönheit auszustatten."

Wie nun die beiden Prinzessinnen heranwuchsen, wuchsen auch ihre guten Eigenschaften mit ihnen, und man sprach überall von der Schönheit der Aelteren und vom Verstande der Jüngeren. Aber freilich wuchsen auch ihre Fehler mit den Jahren. Die Jüngere wurde zusehends häßlicher, die Aeltere von Tag zu Tag dümmer. Sie wußte entweder gar nichts zu sagen, oder sie sagte eine

Dummheit. Sie konnte nichts in die Hand nehmen, ohne es zu zerbrechen; sie trank kein Glas Wasser, ohne sich zu begießen — und von Lernen war gar nicht die Rede. Schönheit besitzt gewiß immer eine große Anziehungskraft; trotzdem war die Jüngere in jeder Gesellschaft immer oben auf. Anfangs sammelte man sich immer um die Aeltere, um sie anzusehen und ihre Schönheit zu bewundern; bald aber wandte man sich der Jüngern zu, um ihr zuzuhören, da sie stets ganze Feuerwerke von Witz los ließ — und nach einer Viertelstunde war die Schöne allein, während sich Alles um die Häßliche drängte. Die Dumme merkte das trotz aller Dummheit, und hätte gern ihre ganze Schönheit für den halben Geist ihrer Schwester hingegeben. Die Frau Mutter war selbst dumm genug, ihr ihrer Dummheit wegen Vorwürfe zu machen, was der armen Prinzessin den größten Kummer verursachte.

Eines Tages, als sie sich mit ihrem Kummer in die Einsamkeit des Waldes zurückzog, trat plötzlich ein kleiner, sehr häßlicher, sehr unangenehm aussehender, aber prächtig gekleideter Mann auf sie zu. Diese aufgeputzte Vogelscheuche war — der außerordentlich kluge Leser hat es schon errathen — der junge Prinz Riquet mit dem Schopf, der sich nach den Porträts, die man überall von der schönen Prinzessin verkaufte, in sie verliebt hatte und der eigens hieher zugereist kam, um sie leibhaftig zu sehen und mit ihr zu sprechen. Ueberaus froh, sie so allein zu finden, näherte er sich ihr auf die achtungsvollste und gebildetste Weise. Klug wie er war, bemerkte er bald ihre tiefe Traurigkeit, und sprach: „Unbegreiflich, o Herrin, ist es, daß eine so schöne Person so traurig sein kann, wie es Euer Herrlichkeit zu sein scheinen — denn wahrlich, wie viele ausgezeichnet schöne Frauenzimmer ich in meinem Leben schon zu bewundern das Vergnügen hatte, so ist doch keine unter ihnen, die sich mit der Schönheit von Euer Gnaden im Entferntesten zu vergleichen oder zu messen im Stande sein dürfte."

„Sie sind sehr gütig, mein Herr," sagte die Prinzessin und nichts weiter.

„Schönheit," nahm Riquet wieder das Wort, „ist ein so großer Vorzug, daß sie alles Andere ersetzen muß, und wer Schönheit besitzt, sollte sich, meiner Meinung nach, durch Nichts betrüben lassen dürfen."

„Mir wäre es lieber," sagte die Prinzessin, „ich wäre so häßlich wie Ihr und hätte Verstand, als schön zu sein wie ich bin, und dabei so dumm wie ich es leider ebenfalls bin."

„Nichts, Madame," sagte Riquet darauf, „nichts beweist so sehr, daß man Verstand hat, als der Glaube, keinen zu besitzen, und es liegt in der Natur der Sache, daß wer Geist hat, immer nicht genug haben kann, und sich einbildet gar keinen zu haben."

„Das ist mir zu hoch," erwiederte sie, „ich weiß nur, daß ich recht sehr dumm bin, und das macht mich so außerordentlich traurig."

„Wenn es nichts ist als das, o Herrin, so kann ich Ihrer Trauer leicht ein Ende machen."

„Wie wollen Sie das anfangen?"

„Ich habe," sagte Riquet mit dem Schopf, „die Macht, so viel Geist, als der Mensch nur vertragen kann, derjenigen Person zu übermachen, die ich zu lieben gezwungen bin, und da Sie, Madame, diejenige Person sind, so hängt es nur von Ihnen ab, so viel Geist zu bekommen, als der Mensch menschenmöglicherweise überhaupt haben kann — allerdings unter der einzigen Bedingung, daß Sie mich gütigst heirathen wollten."

Die Prinzessin stand verblüfft und sagte nichts.

„Ich sehe," sagte Riquet mit dem Schopf, schmerzlich lächelnd, „daß Sie dieser Antrag stutzig macht und ich verwundere mich darüber nicht im Mindesten; doch gebe ich Ihnen ein ganzes Jahr Bedenkzeit."

Die Prinzessin hatte so wenig Verstand und dabei so große Lust, welchen zu haben, daß sie sich das Ende eines Jahres gar nicht vorstellen konnte, und so ging sie auf den gemachten Antrag ein. Sie hatte kaum das Wort ausgesprochen, daß sie Riquet mit dem Schopf von heute in einem Jahre heirathen wolle, als sie sich wie in einer anderen Haut fühlte. Sie war überrascht, mit welcher unglaublichen Leichtigkeit ihr die Gedanken kamen und sie dieselben aussprach; wie fein, gewandt und natürlich sie sich ausdrückte. Sie fädelte ein so lebhaftes und inhaltreiches Gespräch ein, sie war so witzig, glänzend und scharfsinnig, daß Riquet mit dem Schopf fast besorgt war, er habe ihr mehr Verstand gegeben, als er für sich behalten, was in Anbetracht der beabsichtigten Ehe nicht sehr vorsichtig gewesen wäre.

Bei Hofe konnte man sich über die plötzliche Verwandlung der Prinzessin nicht genug verwundern, denn, kommt es auch alle Tage vor, daß kluge Leute Dummheiten sagen, oder sogar ganz dumm werden, so gehört die Verwandlung dummer Leute in geistreiche doch zu den größten Seltenheiten, und ist etwas der Art höchstens alle tausend Jahre einmal, und dann auch nur im Märchen, vorgekommen. Die Prinzessin sagte jetzt eben so viele Gescheidtheiten, als sie früher Albernheiten gesagt hatte. Das war eine allgemeine Freude und Lustbarkeit!

Nur die jüngere Prinzessin hatte keine Ursache, sich zu freuen, denn nunmehr hatte sie vor der Aelteren nichts voraus und erschien sie jetzt neben ihr als nichts Anderes, denn als eine häßliche, verfehlte Kreatur.

Der König richtete sich nach dem Rathe der plötzlich so klug gewordenen älteren Tochter, und manchmal schloß er sich stundenlang mit ihr ein, um ihre Ansichten über die wichtigsten Staatsangelegenheiten entgegen zu nehmen, und dann so zu thun, als wären es seine eigenen Ansichten. Da sich das Gerücht von dieser wunderbaren Umwandlung der Prinzessin rasch durch die Welt verbreitete, strömten die Prinzen von allen Seiten herbei, um sich um die Hand einer so schönen und geistreichen Prinzessin zu bewerben. Aber unter Allen war kein einziger, der ihr geistreich genug geschienen hätte. Doch kam endlich ein so mächtiger, reicher, verständiger und schöner Königssohn, daß sie nicht umhin konnte und sich mit ihrem Herzen ihm zuneigte. Der König, der das bemerkte, sagte, daß er ihr vollkommen freie Wahl lasse. Da man aber, je gescheidter man ist, deste schwerer in Heirathsangelegenheiten sich entscheidet, dankte sie ihrem Papa und bat ihn, ihr Zeit zu lassen. Um reiflicher und ungestörter über diese Sache nachzudenken, ging sie in den Wald, zufällig in denselben Wald, in dem sie die Bekanntschaft Riquet's mit dem Schopf gemacht hatte. Da hörte sie, mitten durch ihre tiefe Nachdenklichkeit, von unten herauf ein dumpfes Geräusch, wie von vielen Personen, die hin- und hergehen und sich viel zu schaffen machen. Wie sie aufmerksamer hinhorchte, hörte sie, wie Jemand sagte: „Bringe jene Pfanne"; ein anderer: „Hole den Kessel"; ein dritter: „Lege Holz in's Feuer", und so fort. Der Boden öffnete sich zu ihren Füßen, und sie sah in eine große Küche voll von Köchen, Küchenjungen und Hofbedienten, beschäftigt, ein großes Festmahl herzurichten. An zwanzig bis dreißig oberste Hofbratenbereiter kamen hervor, marschirten unter den Bäumen hin, gruppirten sich um einen großen Tisch mit Spicknadeln, Hacken, Messern und solchen Waffen in den Händen, und fingen nach dem Takte eines melodischen Gesanges zu arbeiten an.

Ganz erstaunt fragte die Prinzessin, für wen sie sich so bemühten?

„Wir arbeiten," antwortete einer der Chefs, „für den Prinzen Riquet mit dem Schopf, der sich morgen zu verheirathen gedenkt."

Da war die Prinzessin noch mehr erstaunt. Sie erinnerte sich, daß morgen das Jahr um sei, und daß sie versprochenermaßen den häßlichen Prinzen heirathen solle. Sie fiel aus den Wolken. Sie hatte die ganze Geschichte vergessen, weil sie damals, als sie das Versprechen gegeben, ein Dummkopf gewesen und weil sie, von dem Augenblick an, da sie von ihm den Verstand erhalten, Alles aus der Zeit ihrer Dummheit vergessen. Nachdenklich ging sie weiter, aber nach kaum dreißig Schritten begegnete sie Riquet mit dem Schopf, der sich ihr keklich und schön aufgeputzt vorstellte, wie ein Prinz, der eben im Begriffe steht, in den heiligen Ehestand zu treten.

„Sie ſehen, Prinzeſſin," ſagte er lächelnd, „wie glücklich ich bin, und ich zweifle nicht, daß ſie ebenfalls hieher kommen, um Ihr Wort einzulöſen und mich, indem Sie mir Ihre Hand reichen, zum Glücklichſten aller Sterblichen zu machen."

„Ich geſtehe Ihnen," ſagte die Prinzeſſin verlegen, „daß ich in dieſer Angelegenheit noch zu keinem definitiven Entſchluß gelangt bin, und ich glaube nicht, daß ich mich je ſo, wie es Euer Hoheit wünſchen, werde entſchließen können."

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen," ſagte Riquet mit dem Schopfe.

„Das glaube ich," verſicherte die Prinzeſſin, „und ich gebe zu, daß, wenn ich es mit einem ungebildeten Manne, mit einem Manne ohne Geiſt zu thun hätte, ich mich in dieſem Augenblicke in großer Verlegenheit befände."

„Eine Prinzeſſin muß vor Allem ihr Wort halten!" rief er dagegen, „Sie müſſen mich heirathen, weil Sie es verſprochen haben."

Sie erwiederte: „Derjenige, zu dem ich hier zu ſprechen die Ehre habe, iſt der geiſtreichſte Mann der zivilisirten Welt und ſo bin ich gewiß, daß er Vernunft annehmen wird. Sie wiſſen, daß ich mich, ſelbſt als ich dumm war, nicht entſchließen konnte, Sie zu heirathen; wie wollen Sie nun, daß ich jetzt, mit dem Geiſte, den Sie mir gegeben und der mich nur wähleriſcher macht, es über mich gewinne, einen Entſchluß zu faſſen, den ich in aller Dummheit nicht zu faſſen im Stande war? Wenn Sie mich auf jeden Fall heirathen wollten, ſo hatten Sie Unrecht, mir meine Dummheit zu benehmen und mir Lichter aufzuſtecken, bei denen ich die Dinge deutlicher ſehe als zuvor."

Und Riquet mit dem Schopf darauf: „Wenn es einem Dummkopfe wohl anſtände, wie Sie anzudeuten die Güte hatten, Sie, Madame, beim Wort zu nehmen, warum ſollten Sie es mir verdenken, o Gebieterin, wenn ich in einem Falle, wo es ſich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, mich ſo geberde, wie ein Dummkopf? Iſt es vernünftig, daß Leute von Geiſt vor ſolchen, die keinen haben, im Nachtheil bleiben ſollen? Wollen Sie das behaupten, Sie, die ſo viel beſitzen, und die ſich ſo ſehr nach Geiſte geſehnt haben? Allein der Worte ſind genug gewechſelt. Zur Sache, wenn Sie nichts dagegen haben! Von meiner Häßlichkeit abgeſehen, mißfällt Ihnen etwas an mir? Genügen Ihnen nicht meine Herkunft, mein Geiſt, mein Charakter, meine Manieren?"

„O," rief die Prinzeſſin, „Alles, was Sie hier nennen, kann ich an Ihnen nur bewundern."

„Wenn dem ſo iſt," rief Riquet mit dem Schopf noch lauter, „dann bin ich meines Glückes gewiß, denn Sie können mich in den liebenswertheſten der Männer umgeſtalten."

„Wie soll das möglich sein?“

„Sie werden es möglich machen,“ versicherte Riquet, „wenn Sie mich genugsam lieben, um zu wünschen, daß es so sei, und um der Sache und allen Zweifeln ein Ende zu machen, erfahren Sie hiemit, daß dieselbe Fee, die mir am Tage meiner Geburt die Kraft verlieh, die Person, die ich lieben werde, mit Geist und Verstand auszustatten, Ihnen, o meine Angebetete, die Fähigkeit bescheerte, den, den Sie auserwählen und dem Sie Ihre Gunst gewähren wollen, mit Schönheit zu begaben.“

„O,“ jubelte die Prinzessin, „wenn sich die Dinge so verhalten, dann wünsche ich von ganzem Herzen, daß Sie der schönste, der reizendste, der liebenswürdigste aller Prinzen werden, und daß die Feengabe an Ihnen auf's Glänzendste und Verschwenderischeste ihren Zauber bewahrheite.“

Schon stand Riquet mit dem Schopf als der schönste, schlankeste, bestgebaute, reizendste Kavalier vor ihren Augen. Es gibt Leute, die behaupten, daß Riquet nach wie vor eine Vogelscheuche geblieben, und daß nicht der Zauber der Fee, sondern der Zauber der Liebe allein diese Verwandlung bewirkt habe, und daß die ganze Geschichte weniger ein Märchen als eine Allegorie sei, die da besagt, daß die Liebe Dumme klug, und Häßliche schön mache — aber wie immer sich die Sache historisch verhalten möge, so viel steht fest, daß die Prinzessin sofort in die dargebotene Hand einschlug. Und am folgenden Tage wurde die Hochzeit gefeiert, wie es Riquet mit dem Schopf vorausgesehen und vorbereitet hatte. Nicht ein Braten ging verloren! Die häßliche aber gescheidte Schwester schrieb dicke Bücher.

Eſelshaut.

Es war einmal, aber es iſt ſchon lange her, ein großer König, der war von ſeinen Unterthanen ſo geliebt, von allen ſeinen Nachbarn und Alliirten ſo geachtet, daß man ihn mit ſeiner Hofzeitung, wenn es wahr geweſen wäre, überzeugtermaßen den glücklichſten aller Monarchen hätte nennen können. Sein Glück wurde noch durch die Tugend der Landesmutter, ſeiner Gemahlin Liebden, erhöht, die nebenbei eine große Schönheit war, und das glückliche Paar der Landeseltern lebte in ſchönſter Eintracht. Aus ihrem keuſchen Ehebette erwuchs eine mit ſo vielen Reizen und Tugenden geſchmückte Prinzeſſin-Tochter, daß ſie ſich über den Abgang fernerer Nachkommenſchaft billig tröſten konnten.

Das kann man der Ueberlieferung glauben, daß in des Königs Palaſte Pracht, Geſchmack und Ueberfluß herrſchten; und aus Gefälligkeit und der Seltenheit wegen wollen wir auch gläubig hinnehmen, was ferner berichtet wird: daß ſeine Miniſter weiſe und gerecht waren; die Höflinge tugendhaft und anhänglich; die Diener fleißig und treu. Und ſehr einleuchtend iſt, was man weiter erzählt, daß die Stallungen weit, groß und ſchön waren, daß die armen Leute die prächtigen, immer reichgezäumten Pferde um ihre Wohnung beneiden konnten, und daß kein noch ſo großer Gelehrter des weiten Reiches ſo gut logirt,

gekleidet und genährt war, wie des Königs Pferde und Pferdeknechte. Auffallend war nur dieses, daß in diesen prächtigen Stallungen ein Esel den obersten, besten und vornehmsten Platz einnahm. Aber diesem Esel mußte man es zugestehen, daß er die Ehren, die ihm zu Theil wurden, reichlich verdiente. Er war gewissermaßen die Verkörperung der Civilliste des Königs, denn an der Stelle hinter ihm, wo man bei andern Eseln nur Schmutz zu finden pflegt, fanden sich jeden Morgen, in schönen, wohlgeordneten Haufen, große Mengen von Laubthalern und von Louis- und Friedrichsd'oren aller Art, die man nur mit dem Besen zusammen zu fegen brauchte, um mehr zu haben, als der ganze magnifike Hof- und Haushalt des Königs bedurfte. Der Eine Esel war mehr werth, als ein ganzes Dutzend der besten Finanzminister, und das um so mehr, als er selbst in den schlechtesten Zeiten es verschmähte, Papier auszugeben, und bei Gold und Silber blieb.

Wie aber in dieser besten der Welten Alles dem Wandel unterworfen ist, das Glück der Könige eben so gut wie das der Unterthanen, und wie auf Freud Leid folgen muß, so geschah es auch, daß die Königin plötzlich eine bösartige Krankheit heimsuchte, an der die Kunst der berühmtesten Aerzte zu Schanden wurde. Die Trostlosigkeit lag wie ein dicker Nebel auf dem ganzen Lande. Der gefühlvolle König, trotz dem bekannten Worte, daß das Ehebett der Sarg der Liebe sei, noch immer bis über die Ohren in die Königin verliebt, lief in alle Kirchen, that alle möglichen Gelübde, bot sein Leben für das der geliebten Gattin dar — vergebens — Götter und Feen blieben erbarmungslos.

Wie sie ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, sprach die hohe Kranke zu ihrem in Thränen schwimmenden Gatten wie folgt: „Hoher Gatte, gestatten Sie in meiner letzten Stunde eine Bitte, nämlich, daß, wenn Sie Lust haben, sich wieder zu verehelichen . . ."

„Niemals! Niemals!" fiel ihr hier der König schluchzend in's Wort, bedeckte ihre Hand mit Küssen und versicherte, daß in dieser Beziehung jedes Wort eitel sei . . . „Zweite Ehe!" — lachte er bitter — „nein, liebe Königin, befehlen Sie lieber, daß man mich gleich mit Ihnen bestatte . . ."

„Der Staat," sagte die Königin mit einer politischen Reife, die ihm den bevorstehenden Verlust noch empfindlicher machte, „der Staat verlangt einen männlichen Thronfolger, und da ich Ihnen nur eine Tochter gegeben, wird man in Sie dringen, für einen Sohn zu sorgen, der Ihre Tugenden erbe und Ihre segensreiche Regierung fortsetze. Nun aber beschwöre ich Sie auf's Inständigste, bei aller Liebe, die uns verbunden, weichen Sie dem Andringen Ihrer Völker nicht

eher, als bis Sie eine Prinzessin gefunden, die schöner und besser gewachsen ist, als ich es war. Versprechen Sie mir das mit einem Eide und ich will ruhig verscheiden."

Dahinter stak weibliche Perfidie, denn sie bildete sich ein, daß eine schönere und besser gewachsene Königin in allen christlichen Reichen nicht aufzutreiben sei, und daß sie durch diesen Schwur eine zweite Ehe des Königs vereitle. Die Weiber nämlich sind oft über's Grab hinaus eifersüchtig. Und so starb sie selig im Herrn.

Der König war außer sich, weinte Tag und Nacht und versäumte nichts, was einem frischen Wittwer wohlanständig ist.

Aber zu heftiger Schmerz tobt sich aus. Auch kamen bald die Großen der Krone, die den König aufforderten, sich zum zweiten Male zu verehelichen. Als man ihm dieses Ansinnen zum ersten Male stellte, schien es ihm sehr hart und bewirkte nur, daß er auf's Neue in Thränen ausbrach. Er entschuldigte sich mit dem der Hochseligen geleisteten Eide und forderte sie heraus, ihm eine schönere und besser gewachsene Königin zu finden, ebenfalls vermeinend, daß dieß unmöglich sei. Aber der Staatsrath und die Großen der Krone beharrten bei ihrer Forderung, unterthänigster Bitte und treugehorsamster Vorstellung — in Erwägung, daß es eine sentimentale Thorheit sei, sich an solche Liebesschwüre zu halten, während man sich, wo die Staatsräson und das Interesse es gebieten, um ganz andere Eide, Versprechungen und Verträge nicht kümmere; in Erwägung, daß an der Schönheit einer Königin, und ob sie gut gewachsen sei, gar wenig, wohl aber an ihrer Tugend und vor Allem an ihrer Fruchtbarkeit gar viel liege; in Erwägung, daß der Staat im Interesse der Ruhe und der geordneten Thronfolge eines oder mehrerer Prinzen auf's Dringendste bedürfe; daß die Prinzessin allerdings sämmtliche, einer großen Königin nothwendige Tugenden besitze, aber daß sie einen Fremden zu ihrem Queens consorte machen müsse, und daß dann der König-Gemahl sie entweder in die Fremde entführe oder, wenn er mit ihr im Lande bliebe, seine Kinder doch nicht mehr dem alten, angestammten Geblüt, an das man nun einmal gewohnt sei, angehören — und in Erwägung endlich, daß, wenn kein Prinz aus dem alten Hause mehr da sei, habsüchtige Nachbarn leicht Successionskriege erregen und das Reich verderben und zerreißen könnten, wie das in der Geschichte schon zu wiederholten Malen vorgekommen u. s. w. Alle diese Erwägungen machten auf den König einen solchen Eindruck, daß er beschloß und versprach, sie in Erwägung zu ziehen.

Als ein König, der sein Versprechen, wenigstens solche, zu halten gewohnt war, fing er darauf in der That an, sich unter den existirenden Prinzessinnen umzusehen. Täglich wurden ihm

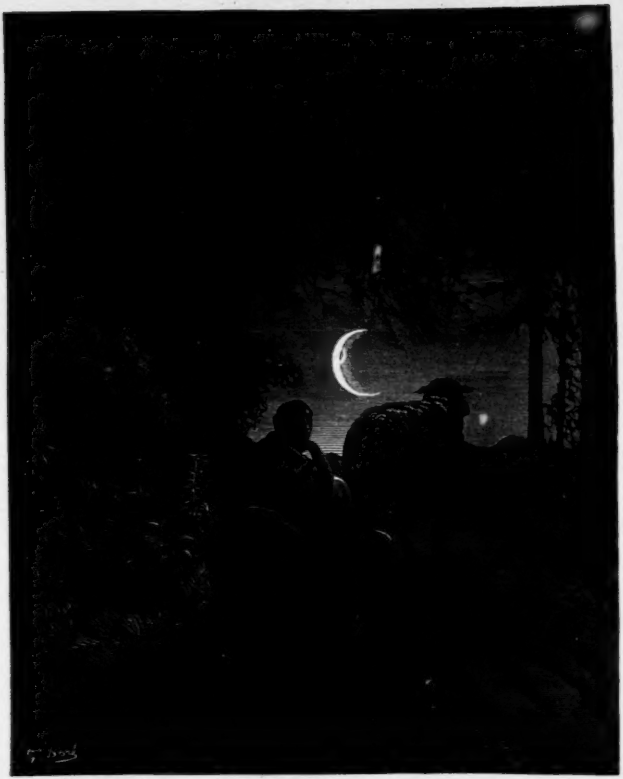
reizende Porträts zur Ansicht vorgelegt, aber keines hatte die Schönheit der Hochseligen und so kam er zu keiner Wahl, zu keinem Entschluß.

In einer unglückseligen Stunde stand er plötzlich betroffen vor einem Gedanken, vor einer Bemerkung: die Prinzessin, seine eigene Tochter, war nicht nur bezaubernd schön und wunderbar gewachsen, sie übertraf noch weit die Hochselige an Geist, Anmuth und Allem, was das weibliche Geschlecht reizend machen kann. Ihre Jugend, ihre Schönheit entflammte ihn dermaßen, daß er es vor ihr nicht länger verbergen konnte, und daß er endlich mit der Erklärung herausrückte, sie, nur sie heirathen zu wollen, weil auch sie allein ihn von seinem Schwur entbinden könne.

Die junge, schöne, tugendhafte Prinzessin meinte in Ohnmacht fallen zu müssen. Sie warf sich ihm zu Füßen, sie weinte, sie beschwor ihn, sie doch nicht zu so Unschicklichem zu zwingen.

Der König, der, seinem Stande gemäß, sich nichts versagen konnte was er sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, ging hin, um sich mit einem alten Druiden, seinem Beichtvater, in dieser Angelegenheit zu berathen, und das Gewissen der Prinzessin zu beruhigen, wohl wissend, daß dieser Hofdruide für alle Hofsünden die schönsten Entschuldigungen zu finden verstand. In der That verließ er den Beichtvater wieder, überzeugt, daß es ein frommes und gottseliges Werk sei, seine Tochter zu heirathen. Demgemäß umarmte er die Prinzessin und befahl ihr, sich für Alles, was zur Hochzeit gehört, vorzubereiten.

In dieser verzweifelten Lage blieb der armen Prinzessin nichts übrig, als sich an ihre Pathe, die Flieder-Fee, um Rath und Hülfe zu wenden, und in der Nacht schlich sie aus dem Palaste, spannte einen Hammel, der ihr Vertrauen besaß und der alle Wege kannte, vor ihr Kabriolet und fuhr im Mondschein davon. Noch vor Mitternacht kam sie bei der Fee glücklich an. Diese wußte natürlich schon, um was es sich handelte, ließ sich aber doch Alles ausführlich erzählen, und versicherte dann die Prinzessin, daß sie ganz ruhig sein könne, und daß ihr nichts Böses geschehen werde, wenn sie nur ihre, der Fee, Rathschläge pünktlich befolge, „denn," sagte sie, „es wäre ein großer Fehler, seinen Vater zu heirathen, und man muß dem auszuweichen suchen, ohne ihm gerade zu widersprechen. Verlange Du, als Belohnung für Dein Jawort von ihm ein Kleid von der Farbe des Wetters; sage Du, es sei einmal Dein Geschmack, ein solches Kleid, und Du würdest nicht eher Ja sagen, als bis er Dir dasselbe verschaffe. Niemals, bei aller Liebe und Macht, wird er Dir ein Kleid von der Wetterfarbe verschaffen können."



Gleich am nächſten Morgen that die Prinzeſſin, wie die Fee geſagt hatte, und ſchwor, zu dieſer Heirath nicht eher Ja zu ſagen, als bis ſie ein Kleid von Wetterfarbe beſitze.

Der König war entzückt; er ließ ſogleich die berühmteſten Fabrikanten des Landes kommen und verſprach demjenigen, der ihm ein Kleid von ſchönſter Wetterfarbe fabrizire, den Orden für Kunſt und Wiſſenſchaft und eventuell den Adel.

Die Fee, eine, wie ſchon ihr Stand verräth, aus alter Zeit ſtammende und zurückgebliebene Perſon, kannte nur die alten Feenwunder, rechnete nicht mit den modernen Wundern der Induſtrie, und berückſichtigte nicht die Zaubermittel, die ein König in Geſtalt von Orden, Titeln und dergleichen in der Hand hat — und ſo kam es, daß nach zweimal vierundzwanzig Stunden das beſtellte Kleid fix und fertig war. So ſehr hatte es die Farben des ſchönſten Wetters, daß, als es der Induſtrielle in's Zimmer brachte und daſelbſt ausbreitete, der Barometer, der auf „Regen" und „Veränderlich" ſtand, mit einem Satze auf „Schön" und „Beſtändig ſchön" hinaufſprang.

Der König jubelte, die Prinzeſſin eilte wieder zur Fee, um neuen Rath zu holen. Dieſe meinte, es ſei nichts zu thun, als auf dieſelbe Weiſe fortzufahren und noch ein Kleid von Mondfarbe zu verlangen.

Das that denn die Prinzeſſin; aber ſchon nach vierundzwanzig Stunden brachte derſelbe Induſtrielle, der ſchon ſeinen Orden hatte, aber noch höher hinaus wollte, ein Kleid, das war ſo ſehr Mond, daß eine dicke Hofdame bei deſſen Anblicke ſofort mondſüchtig wurde und die Wände hinanzuklettern begann.

Das Kleid war ſo ſchön, daß die Prinzeſſin darüber ihren Kummer, nicht aber ihre Tugend vergaß. Sie nahm es an ſich, fuhr aber fort zu verzweifeln und zu klagen. Jetzt kam die Fee ſelber heran und rieth, ein Kleid von der Farbe der Sonne zu verlangen.

„Die Sonne," ſagte ſie, „wird doch hoffentlich die verruchte Induſtrie nicht nachahmen können! — und wenn ſie es kann, ſo haben wir doch Zeit gewonnen und können uns indeſſen auf Anderes beſinnen."

So verlangte denn die Prinzeſſin ein Sonnenkleid.

Der König war unterdeſſen, gerade in Folge des fortgeſetzten Widerſtandes, ſo verliebt geworden, daß er auch darauf einging, was er an Diamanten und Rubinen beſaß hergab, und befahl, daß man eine Robe verfertige, welche die Sonne nicht nur an Glanz erreiche, ſondern ſogar übertreffe.

Und siehe da, es kam ein Kleid zu Stande, das Alle, die es sahen, zwang, die Augen zu schließen. Damals kamen die blauen und schwarzen Brillen in Aufnahme.

Die Prinzessin war außer sich, die Fee wüthend. Sie schimpfte auf die moderne Industrie wie ein alter Junker.

Nachdem sie sich ein wenig beruhigt, sagte sie: „Nun aber wollen wir uns mit diesen Teufelswerken nicht weiter befassen, sondern die sündige Liebe des Herrn Vaters auf eine Probe stellen, die er schwerlich bestehen wird. Wir wollen einmal sehen, wie sich ein König benimmt, wenn man an seine Einkünfte rührt. Gehe hin, meine Tochter, und verlange die Haut jenes Esels, den er so hoch schätzt, und der ihm von hinten eine so große Rente abwirft. Gehe hin und verlange besagte Haut."

Die Prinzessin, glücklich, noch ein Mittel zu besitzen, um dem verabscheuten Ehebunde zu entgehen, und überzeugt, daß der König den geliebten Esel ihr nicht opfern werde, verlangte also mit vielem Muthe und großer Entschiedenheit die Haut des kostbaren Thieres.

Der König erschrak, faßte sich aber bald, überlegte und murmelte vor sich hin: „Verliere ich auch diesen goldliefernden Esel, so habe ich doch ein anderes, millionenköpfiges Lastthier, das man Volk nennt, und das in Form von Steuern das durch den Verlust des Esels entstehende Defizit decken kann. Es kommt nur auf die Gehahrung an, wenn man auch ein wenig von der bisherigen Gepflogenheit absehen muß. Sie werden große Augen machen, aber . . ." Und er gab Befehl, daß der Goldesel geschlachtet werde.

Als man ihr im Namen des Königs die Haut des Esels in einem schön geschnitzten Köfferchen herbeibrachte, raufte sich die Prinzessin die Haare aus; jetzt sah sie keinen Ausweg mehr, um den bösen Wünschen ihres Vaters zu entgehen.

Die Fee, die dazu kam, rief entrüstet: „Was treiben Sie, mein Fräulein? Verkennen Sie Ihre Lage nicht! Dieß ist der schönste Augenblick Ihres Lebens. Hüllen Sie sich in die Haut, verlassen Sie den Palast und wandern Sie, so weit Sie die Erde trägt. Gibt es etwas Schöneres, als die Gelegenheit, Alles der Tugend zu opfern, der Tugend, die am Ende jeder Geschichte belohnt werden muß? Ich werde in dieser Beziehung das Meinige thun und dafür sorgen, daß alle die schönen Kleider und Kostbarkeiten, die Sie der Liebe ihres Vaters danken, wohl eingepackt, Ihnen überall hin folgen. Nehmen Sie diesen meinen Zauberstab. Wo immer Sie die Erde damit berühren, wird der Koffer, so oft Sie sein bedürfen, vor Ihnen stehen. Jetzt aber halten Sie sich nicht länger auf und glücklicht Reise!"

Die Prinzessin nahm von der Pathe zärtlichen Abschied, bat sie um ihre fernere Protektion, obwohl ihr die zeitherige wenig genützt, hüllte sich in die häßliche Haut, beschmierte sich das schöne Gesicht seufzend mit Ofenruß, und schlich unerkannt aus dem Palaste ihrer Ahnen.

Die Flucht der Prinzessin verbreitete allgemeine Bestürzung; der König war mehr als verzweifelt; die Hochzeitskuchen und Braten, die bereit standen, sahen ihn an, wie eben so viele Grabsteine seiner Liebe.

Alles zitterte vor Besorgniß, das Fehlschlagen seiner Hoffnungen werde ihn in einen Tyrannen verwandeln, und in der That erfüllte er die weiten Räume seines Palastes, die er durchtobte, mit tyrannenhaften Reden und Drohungen. An jenem Tage unterschrieb er mehrere Todesurtheile mit Lachen und in so zierlicher Handschrift, daß man ihm das Behagen an dieser Beschäftigung ansah — wahrhaft kaligraphisch.

Zu einiger Besinnung gekommen und sich der Mittel erinnernd, die ihm zu Gebote standen, erließ er hinter der entflohenen Prinzessin Steckbrief auf Steckbrief, sprengten hunderte von Gensdarmen nach allen Seiten in's Land hinaus, schlichen noch mehr geheime Polizisten nach allen Weltgegenden, und erhielten alle Autoritäten den Befehl, auf die Entflohene zu fahnden und sie im Betretungsfalle direkt an das Kabinet des Königs auszuliefern. Auch mit den benachbarten Staaten wurden durch außerordentliche Gesandte schleunigst Auslieferungsverträge abgeschlossen unter Zusicherung von Gegenseitigkeit und von Rechten der meistbegünstigten Nationen. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege hoffte der König der Entflohenen habhaft zu werden; aber die Fee machte sie unsichtbar, und da konnten die Gensdarmen und Spitzel lange suchen und dem König blieb nichts übrig, als sich zu ärgern und sich zu trösten.

Unterdessen wanderte die Prinzessin weit, weiter, immer weiter und noch weiter und suchte überall nach einem Unterkommen.

Aber die Anstellungen, wenn man darnach sucht, sind immer rar, und von der schmutzigen Person wollte man vollends nichts wissen; höchstens daß man ihr hie und da aus Barmherzigkeit ein Stück Brod zur Stillung ihres Hungers und um sie so schnell als möglich los zu werden, verabreichte.

Endlich kam sie, in der Nähe einer großen Stadt, in einen Meierhof, dessen Pächterin einer Schmutzmagd bedurfte, welche die Schmutzlappen waschen, die Truthühner füttern und die Schweineställe reinigen sollte. Dazu schien die Prinzessin in der Eselshaut gerade gut genug und sie

nahm die Stelle, müde des Landstreicherlebens, gerne an. Man wies ihr den verborgensten Winkel im Hause an, und in den ersten Tagen war sie die Zielscheibe des Spottes der ganzen Dienerschaft, so schmutzig und widerlich nahm sie sich in ihrer Eselshaut aus. Nach und nach aber gewöhnte man sich an ihren Anblick und ließ man sie um so lieber in Ruhe, als sie ihre Pflichten aufs Gewissenhafteste erfüllte und das ihr anvertraute Vieh auffallend gedieh.

Eines Tages, da sie, die Schafe und Ziegen hütend, mit einem Lamme spielend und ihr trauriges Geschick bedenkend, in holder Einsamkeit am Rande eines kleinen Wassers saß, fiel es ihr ein, sich darin zu bespiegeln, und sie erschrak über die häßliche Eselshaut, die sie bekleidete, und über ihr ganzes Aussehen. Schnell wusch sie Hände und Gesicht, die weiß wie Elfenbein zum Vorschein kamen, und die Frische ihres Gesichtes schien sich unter der Schmutzdecke besonders gut konservirt zu haben. Erfreut über ihre Schönheit badete sie sich ganz — aber hierauf mußte sie sich doch wieder in ihre Eselshaut hüllen. Allein am nächsten Tage, einem Feiertage, schloß sie sich in ihr Kämmerlein, zauberte ihren Koffer herbei und legte das wunderschöne Wetterkleid an. Ihr Zimmerchen war so klein, daß nicht einmal die Schleppe darin Platz hatte. Das störte sie nicht; sie hatte ihre Freude an ihrem Putz und ihrer Schönheit, und beschloß, sich diese Freude nunmehr jeden Sonn- und Feiertag zu gönnen.

Das that sie denn auch pünktlich, steckte Blumen und Diamanten in's Haar, und frisirte dieses, das wie von Gold und außerordentlich reich und lang war, mit der ausgesuchtesten Kunst. Sie bedauerte nur, daß sie als Zeugen ihrer Schönheit niemand Anders um sich hatte, als ihre Truthühner, Schafe und Schweine, denen sie als Eselshaut eben so lieb war, wie als schönste Prinzessin. „Eselshaut" aber war, nach ihrer Toilette, ihr bleibender Name geworden.

Eines Tages, es war gerade ein Feiertag, als Eselshaut das Sonnenkleid angethan hatte, kam der Prinz, von einer Jagd zurückkehrend, in diese Meierei, die ihm gehörte. Der Prinz war jung, schön, wohlgestaltet, geliebt vom König, seinem Vater, und von der Königin, seiner Mutter, und im Volke außerordentlich populär. In dieser letzteren Eigenschaft ließ er sich herab, bei der Pächterin ein gutes, ländliches Mahl einzunehmen, und dann die ganze Meierei von unten bis oben und in allen Winkeln zu durchstöbern.

So kam er auch in einen dunkeln Gang, und am Ende desselben an eine verschlossene Thüre. Hier hatte er nichts Eiligeres zu thun als durch's Schlüsselloch zu sehen. Man kann nicht wissen, dachte er, was man durch ein Schlüsselloch zu sehen bekommt. Durch ein Schlüsselloch, wie klein es ist, sieht man oft große Dinge.

Er täuſchte ſich nicht; er ſah die wunderſchöne Prinzeſſin, die er in ihrem herrlichen Putz und mit ihrem majeſtätiſchen Blick für eine Fee hielt. Am liebſten hätte er die Thüre gleich eingetreten, aber der Anblick der Prinzeſſin flößte ihm ſo großen Reſpekt ein, daß er es denn doch bleiben ließ.

Er konnte ſich nicht trennen von dem Schlüſſelloch — er that es doch, aber nur, um Erkundigungen einzuziehen nach der Perſon, die in dem Stübchen am Ende des dunkeln Ganges wohnte.

Man antwortete ihm, das ſei eine Schmutzmagd, Namens Eſelshaut, die man ihres Schmutzes wegen weder anſehe noch anſpreche, die man nur aus Barmherzigkeit in's Haus genommen, um ſie die Truthühner und Schafe hüten zu laſſen.

Der Prinz ſah wohl ein, daß dieſe dummen Leute die wahre Wahrheit nicht kannten und fragte nicht weiter.

Im Palaſte angekommen war er bereits arg verliebt und tanzte ihm fortwährend das Bild jener Herrlichen, die er durch's Schlüſſelloch geſehen, vor Augen. Er machte ſich Vorwürfe, die Thüre nicht doch eingeſtoßen zu haben, und nahm ſich vor, es das nächſte Mal gewiß zu thun. Aber noch in derſelben Nacht zog ihm ſein erhitztes Blut ein ſolches Fieber zu, daß er in Lebensgefahr ſchwebte.

Die Frau Mutter, deren einziges Kind er war, ſah mit Verzweiflung, daß kein Mittel anſchlug. Sie verſprach den Aerzten die höchſten Belohnungen, aber deren Kunſt erwies ſich, wie ſo oft, als ohnmächtig. Sie machten lange Geſichter, ſchnupften, ließen die Köpfe hängen, ſchüttelten die Perrücken, ſprachen lateiniſch — das war Alles, was ſie thun konnten. Aber damit lockt man keinen Hund vom Ofen.

Endlich wurde es etwas heller in ihren Köpfen und ſie hatten einen Gedanken.

„Der Prinz," ſagten ſie, „hat irgend einen tödtlichen Kummer," und ſie beeilten ſich, dieſe Entdeckung der Königin mitzutheilen.

Die Königin ſetzte ſich an das Bett ihres Sohnes und beſchwor ihn, ihr die Urſache ſeines Grames zu vertrauen. Wenn es ſich darum handelte, meinte ſie, ihm die Krone zu überlaſſen, ſo werde der König, ſein Herr Vater, gewiß mit Vergnügen vom Throne ſteigen, um ihn darauf zu ſetzen. Handelt es ſich aber um irgend eine Prinzeſſin, und wäre man ſelbſt im Kriege mit dem Könige, dem Herrn Vater, und hätte man alle Urſache, ſich über ihn zu beklagen, man würde mit ihm Frieden ſchließen auf Koſten des Landes und der Unterthanen, da doch ein Prinz

und sein Glück mehr werth sei, als Land und Leute und deren Glück und Ehre — nur solle er sich nicht sterben lassen — um Gotteswillen nicht!

Diese rührende Rede war von einem Thränenkatarakt begleitet, und rührend antwortete, mit schwacher Stimme, der Prinz darauf:

„Madame! Ich bin nicht, wie andere Kron- und Erbprinzen; ich kann warten. Möge mein Papa noch lange seine Völker beglücken; ich habe nicht den geringsten Wunsch, das Geschäft noch bei seinen Lebzeiten fortzusetzen; ich will nichts anderes sein, als was ich bin, sein treuester Unterthan. Was nun aber die Prinzessin betrifft, so versichere ich, daß ich noch gar nicht daran dachte, mich zu verändern. Wenn einmal diese Zeit kommt, werde ich als guter Sohn keinen anderen Willen kennen, als den meiner hochverehrten Eltern."

„Ach, mein Sohn," nahm die Königin wieder das Wort, „Dein Leben zu retten, ist mir nichts zu theuer, nichts zu schwer; rette Du das unsrige, indem Du aufrichtig erklärst, was Du willst, was Dich grämt, und sei gewiß, daß Alles geschehen wird, was, wie unser erster Minister zu sagen pflegt, geschehen werden kann."

„Nun, theure Mutter," rief der Prinz, „wenn dem so ist, wenn es sich um Euer theures Leben handelt, wäre es Sünde, länger mit meinen Gedanken und Wünschen hinter dem Berge zu halten. So sei es gesagt: Ich wünsche, daß mir Eselshaut einen Kuchen backe und daß er mir, kaum gebacken, sofort vorgesetzt werde."

Die Königin, die diesen Namen nie gehört, fragte, wer denn das sei? Ein Hofbeamter antwortete:

„Majestät, Eselshaut ist das häßlichste Geschöpf von der Welt; mehr Vieh, denn Mensch; eine schmutzige, rußige Haut, die in Euer Majestät Meierei Truthühner hütet."

„Schadet nichts," erwiederte die Königin, „mein Sohn wird auf der Heimkehr von der Jagd von ihrer Bäckerei gegessen haben; es ist ein Krankengelüste; Eselshaut soll ihm sofort einen Kuchen backen, ich will es! Je l'ordonne! La reyne le veult!"

Man lief, man ließ Eselshaut kommen, man befahl ihr für den Prinzen einen Kuchen zu backen, so gut als möglich.

Eine gewisse rationalistisch-historische Schule, die, und mit Recht, alles Historische auf natürlichem Wege zu erklären sucht, gestützt auf wenig zugängliche Quellen, behauptet, daß, als der Prinz in jener verhängnißvollen Stunde durch's Schlüsselloch gesehen, Eselshaut ihrerseits dieses wohl bemerkt; daß sie ihm dann durch's Fenster nachgeblickt; daß sein hoher Gang, seine

edle Geſtalt, ſeines Mundes Lächeln, ſeiner Augen Gewalt ihr einen tiefen Eindruck gemacht und daß ſie ſeitdem nie ohne etwelche unterdrückte und ununterdrückte Seufzer ſeiner habe denken können.

Nehmen wir an, daß ſich das wirklich ſo verhielt. Gewiß wiſſen wir, daß ſie ſich glücklich fühlte, dem kranken Prinzen etwas leiſten zu dürfen. Sie ſchloß ſich in ihr Kämmerlein ein, wuſch ſich vor Allem die Hände, warf ſich dann in eines der ſchönſten Kleider, coiffirte ſich wunderbar, und machte ſich, ſo aufgeputzt, an die Verfertigung des Kuchens, zu dem ſie die vorgeſchriebenen ſieben Sachen in beſter Qualität auswählte. Während ſie arbeitete und knetete, glitt ihr, unbekannt, ob mit oder ohne Abſicht, ein Ring vom Finger in den Teig und blieb darin ſtecken.

Als der Kuchen fertig war, warf ſie wieder die Eſelshaut um und übergab ihn dem Staatsminiſter, der vor der Thüre wartete und den ſie theilnehmend nach dem Befinden des lieben Prinzen befragte. Der Staatsminiſter aber würdigte ſie keiner Antwort und eilte mit dem Kuchen davon zum Prinzen.

Der Prinz riß ihm den Kuchen mit ſolcher Heftigkeit aus der Hand, und biß mit ſolcher Gierde darein, daß die Aerzte wieder die Häupter ſchüttelten, wie zu einem böſen Symptom, vermeinend, daß dieſes nichts Gutes bedeute.

Auch ſah es einen Augenblick in der That bedenklich aus, denn der Prinz fing arg zu würgen an, als ob er erſticken wollte.

Im Geheimen triumphirten die Aerzte ſchon von wegen der Trefflichkeit ihrer Diagnoſe; das Würgen kam aber nur daher, daß der Prinz den Ring, der in dem Kuchen ſtak, beinahe verſchluckt hätte. Er zog ihn noch rechtzeitig und geſchickt hervor, betrachtete ihn, und die furchtbare Exzzier war mit Einemmale verſchwunden.

Der Ring ſtellte ein feines, mit einem Smaragd geſchmücktes, gewundenes Schilfrohr vor, und der Reif war ein ſo feiner, ſo feiner, daß er nur dem zarteſten Finger paſſen konnte.

Er küßte und herzte den Ring auf's Zärtlichſte, denn welcher Sinn und Verſtand wäre in der ganzen Liebe, wenn ſie nicht verrückt wäre? Die holde Jugendeſelei iſt doch das ſüßeſte von allen Dingen, ſelbſt wenn ſie krank macht, wie in dieſem Falle. Der Beſitz des Ringes regte den Prinzen noch heftiger auf.

„Den Kuchen," ſagte er ſich, „habe ich erhalten, ob ich aber auch die Kuchenbäckerin erringe? Alle Welt ſpricht deſpektirlich von ihr; ich mache mich lächerlich, wenn ich meine Liebe

zu ihr eingeſtehe — und ſage ich, was ich durch's Schlüſſelloch geſehen, ſo verrathe ich, daß ich durch Schlüſſellöcher ſehe, und hält man mich für verrückt, weil es Niemand glauben wird."

Alle dieſe Reflexionen zuſammen genommen erhöhten das Fieber — und nun kamen die Aerzte, wahrſcheinlich noch durch einige im Delirium gethane Ausrufe unterſtützt, endlich auf die Idee, daß Seine Hoheit wohl etwa gar liebeskrank ſein dürften oder könnten.

König und Königin ſtürzten herbei, baten ihn, er möchte nur ſeine Liebe bekennen und ſchworen, daß ſie zu jeder Verbindung ihre Einwilligung geben würden und ſollte dabei die allerſchlimmſte Mesalliance herauskommen.

„O," lächelte der Prinz, „eine arge Mesalliance kann es nicht werden mit einer Perſon, die einen ſolchen Ring zu tragen im Stande iſt." Und ſo ſprechend zog er den Ring hervor und zeigte ihn den erhabenen Eltern.

Dieſe prüften ihn als Kenner und waren ebenfalls der Meinung, daß der Ring nur einer Tochter gebildeter Herkunft paſſen könne. Und darauf beſchwor der König ſeinen Sohn, ſich mit der Geneſung zu beeilen, und befahl, daß man mit Paukenſchall und Trompetenklang in der ganzen Stadt verkündige, daß Alles, was ſich weiblich fühlt, in den Palaſt komme, um den Ring zu probiren und eventuell den Prinzen zu heirathen.

Man hatte das kaum verkündigt, als ſie ſich ſchon in Schaaren heandrängten: zuerſt kamen die Prinzeſſinnen, dann die Herzoginnen, dann die Gräfinnen, dann die Freifräulein und ſolche, die es werden wollten — umſonſt, umſonſt! Keiner wollte der Ring paſſen. Man kam mit dem Probiren bis herunter auf die Nähmädchen — ebenfalls vergebliche Mühe, der geſuchte zarte Finger fand ſich nicht.

Der Prinz, den die Sache natürlich beſonders intereſſirte, hatte ſich vom Bette erhoben und probirte ſelbſt, was ihn auf's Angenehmſte zerſtreute. Alle Stubenmädchen des ganzen Schloſſes mußten herbei, endlich die Köchinnen, die Küchenmägde, die Schafhüterinnen — umſonſt, umſonſt!

Jetzt fragte der Prinz mit unſchuldiger Miene: „Hat man denn auch jene Eſelshaut kommen laſſen, die mir den Kuchen gebacken?"

Alle Welt lachte. Man konnte doch die ſchmutzige, häßliche Perſon nicht zu Hofe berufen!

„Warum nicht?" ſchrie der König mit Donnerſtimme, „man hole ſie ſogleich! Es ſoll nicht heißen, daß ich Ausnahmen gemacht! Freiheit und Gleichheit!"

47

Man lächelte hinter dem Rücken des Königs, aber man gehorchte und holte Eſelshaut.

Die Prinzeſſin, der die Geſchichte ſchon zu lange dauerte, wie wahrſcheinlich dem Leſer auch, wartete mit Ungeduld und immer in der Angſt, daß der Ring einer andern paſſen könnte, obwohl ſie aus der Geſchichte Aſchenputtels ſchloß, daß der Ring nur ihr paſſen könne, wie jener allein das bekannte Pantöffelchen paßte. Sie war alſo ganz glücklich, als man kam, an ihre Thüre pochte und ſie zu Hofe befahl. Man kann ſich denken, daß ſie, in Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten, ſich längſt auf das Prachtvollſte angekleidet hatte — ſobald ſie aber durch die geſchloſſene Thüre zu Hofe befohlen wurde, warf ſie raſch die Eſelshaut wieder um, um den Schlußeffekt nicht zu verfehlen. Wie ſie ſo aus ihrer Stube heraustrat, wurde ſie mit allgemeinem Hohngelächter empfangen.

„Lacht ihr nur!“ dachte ſie, und ging zu Hofe.

Auch der Prinz, als er ſie, die er ſo prächtig geſehen, in ſo abſchreckender Geſtalt wiederſah, machte große, verblüffte, enttäuſchte Augen. Traurig fragte er und voll Angſt, ſich vor der ganzen Welt blamirt zu haben:

„Entſchuldigen Sie, ſind Sie es, die die kleine Stube am Ende des Ganges im dritten Hofe der Meierei bewohnen?“

„Zu dienen, Hoheit!“ antwortete die Prinzeſſin.

„So zeigen Sie gefälligſt Ihre Hand!“ ſagte der Prinz ſeufzend.

Nun aber ging's los! Wer war überraſcht? Wer ſonſt als der König und die Königin, und alle Kammerherren, und alle Großen der Krone, als hinter der Eſelshaut das weißeſte, zarteſte, lieblichſte, kußlichſte, roſigſte Händchen hervorkam, auf deſſen dickſten Finger der Ring hineinſchlüpfte, als ob er es nicht erwarten könnte, und als endlich die Prinzeſſin eine leichte Bewegung mit der Schulter machte, wie wenn man einen Shawl oder Mantel abwirft, und die Eſelshaut abfiel und ſie da ſtand in ihrer unbeſchreiblichen Schönheit und Pracht.

Schon lag der Prinz zu ihren Füßen und drückte ſein Geſicht an ihre Kniee, und ſchon hielten die Eltern bei ihr um ſie für ihn an. Die Prinzeſſin glaubte Erklärungen geben zu müſſen und öffnete eben den Mund, als ſich auch die Decke des Saales öffnete, die Fliederfee auf einem Fliederwagen herniederſtieg und ſofort die ganze wunderbare Geſchichte erzählte.

Glücklich, nun doch keine Mesalliance geſchloſſen zu haben, verdoppelten die hohen Eltern ihre Freudenausbrüche, und der Prinz, erfreut über das Moralitätszeugniß, das die Fee ſeiner Braut ausſtellte, liebte ſie wo möglich noch heftiger. Und wie mußte er ſie erſt lieben, als ſie

noch einen neuen Beweis von Tugend auf alle alten häufte und erklärte, daß ſie es nicht für ſchicklich halte, ſich ohne Einwilligung ihres Vaters zu verheirathen. So ſchickte man denn gleich eine Geſandtſchaft an ihn ab, um ihn zur Hochzeit einzuladen, ohne weiter viel von der Braut und ihrem Geſchlecht zu ſagen. Die Fee hatte es ſo angeordnet von wegen der Folgen. Bald kamen die eingeladenen Könige von allen Seiten her: die Einen in der Sänfte, die Andern im Kabriolet, die Dritten, Vierten und Fünften auf Elephanten, Löwen, Tigern reitend, manche ſogar auf Adlern, auf einfachen wie auf Doppeladlern; aber am prächtigſten kam der Vater der Prinzeſſin daher, welcher glücklicherweiſe ſeine ſündhafte Schrulle längſt vergeſſen und eine ſchöne Königin-Wittwe geheirathet hatte.

Das war ein Wiederſehen! Die Prinzeſſin warf ſich ihm zu Füßen; er verzieh ihr und dann verzieh ſie ihm, dann umarmten ſie ſich — und Alles endete in Glück und Freude.

Die Eſelshaut aber wurde in das Wappen des Königshauſes aufgenommen, zur ewigen Erinnerung, daß man auch in ſolcher Haut durch die Welt kommen und die Throne mehrerer Königreiche beſteigen könne.

Die Fee.

Es war einmal eine Wittwe, die hatte zwei Töchter. Die Aeltere glich an Gesicht und Charakter so sehr ihrer Mutter, daß man sogleich denselben Thon erkannte. Beide, Mutter und Tochter, waren gleich unausstehlich und gleich hochmüthig und eingebildet. Die Jüngere hingegen glich ganz ihrem seligen Vater, der zu gut und zu brav gewesen, um es lange an der Seite seiner Gattin auszuhalten und der sich darum bei Zeiten vor ihr in die Erde geflüchtet. Da böse Leute nur Ihresgleichen lieben, so liebte die Mutter auch nur ihre Aeltere, während sie die Jüngere nicht riechen konnte. Diese mußte in der Küche essen und für Beide arbeiten, als wäre sie ihre Magd.

Unter Anderem mußte das arme Mädchen täglich zweimal eine halbe Stunde weit laufen, um frisches Wasser zu holen, und immer mußte der große Krug voll sein bis zum Rande. Eines Tages, da sie wieder am Brunnen war, kam eine alte Frau daher, die sie um einen Trunk Wasser bat.

„Gern, gern, mein gutes Mütterchen," rief das Mädchen, spülte den Krug aus, schöpfte an der schönsten Stelle des Brunnens und hielt den Krug, während die Alte ihren Durst stillte.

Nachdem sie getrunken, sagte die Alte — welche, im Vertrauen gesagt, eine Fee war und sich nur so verkleidet hatte, um die Herzensgüte des Mädchens zu prüfen — sie sagte also:

„Mein Kind, Du bist so schön, gut und lieb, daß ich Dir mit Vergnügen ein Geschenk machen will. Dieß Geschenk besteht darin, daß jedes Wort, das Du von nun an sprechen wirst, als eine Blume oder als ein Edelstein aus Deinem Munde hervorkommen soll."

Als sie nun nach Hause kam, zankte sie die Mutter, daß sie so lange ausgeblieben.

„Ich bitte Sie um Verzeihung, meine Mutter," sagte das Mädchen, „daß ich so spät komme" — und siehe da, wie sie das sagte, kamen aus ihrem Munde zwei Rosen, zwei Perlen und zwei große Diamanten hervor.

„Was seh ich!" rief die Mutter erstaunt, „ich glaube gar, sie spricht Perlen und Diamanten! Wie kommt das, mein Kind?" (Es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie sie „mein Kind" nannte.) — Das gute Kind erzählte ganz einfach und aufrichtig, was ihr begegnet, und während sie erzählte, quollen eitel Perlen und Diamanten aus ihrem Munde.

„Das ist ja wunderbar," rief die Mutter, da muß gleich auch meine Tochter hin. „Sieh mal, Suse, was da aus dem Munde Deiner Schwester hervorkommt! würde Dir eine solche Eigenschaft nicht besser passen? Du darfst nur an den Brunnen gehen und Wasser schöpfen, und wenn ein altes Weib kommt und Dich um einen Trunk bittet, höflich zu trinken geben."

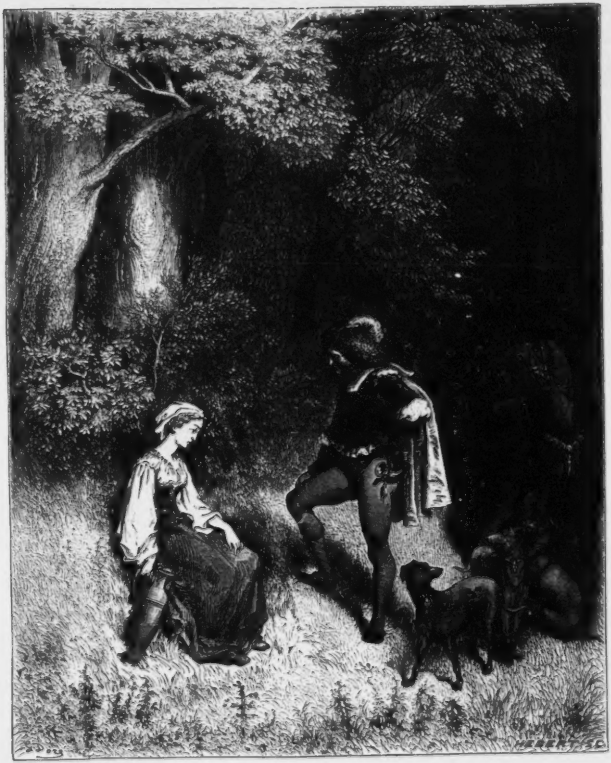
„Wahrhaftig," antwortete die Aeltere, „das würde sich schön für mich schicken, an den Brunnen zu gehen!"

„Aber ich will es," schrie die Mutter, „und Du gehst sogleich."

So ging sie denn, aber immer brummend, und die schönste silberne Kanne hatte sie mitgenommen. Am Brunnen stehend sah sie eine prachtvoll geputzte Dame aus dem Walde herankommen, die sie um einen Trunk Wasser bat. Es war das, wie man leicht erräth, dieselbe Fee, die ihrer guten Schwester erschienen war und welche jetzt in Gestalt einer Prinzessin auftrat, um zu sehen wie weit die Unart der bösen gehen werde. Diese antwortete, wie zu erwarten stand:

„Bin ich deßhalb hieher gekommen, um Sie zu bedienen? Freilich, man nimmt silberne Krüge ganz expreß für die fremde Madame mit! Wie? Meinetwegen trinken Sie, wenn Sie wollen. Es ist Wasser genug da."

„Sie sind nicht höflich, mein Fräulein," sagte die Fee gelassen. — „Nun denn, weil Sie so wenig zuvorkommend sind, beschenke ich Sie mit der Gabe, daß jedes Wort, das Sie sprechen, aus Ihrem Munde als Schlange oder Kröte hervorkomme."



Sobald ihre Mutter sie erblickte, rief sie ihr entgegen: „Nun, meine Tochter, wie ist's?"

„Nun, meine Mutter, so ist's!" antwortete die Tochter und warf zwei Schlangen und zwei Kröten aus.

„Himmel! was sehe ich?" schrie die Mutter, „an all' dem ist Deine Schwester schuld, sie soll es büßen." — Sie lief, um die Jüngere durchzuprügeln. Das arme Mädchen ergriff die Flucht und versteckte sich im Walde. Da kam der Königssohn von der Jagd zurück, sah sie, und weil sie so schön war, fragte er sie, warum sie so allein im Walde sei und warum sie so weine? —

„Ach, mein Prinz," antwortete sie, „meine Mutter hat mich vom Hause gejagt."

Der Prinz, der aus ihrem Munde ein halbes Dutzend Perlen und Diamanten kommen sah, bat sie um Erklärung dieser schönen Sonderbarkeit. Sie erzählte und erklärte ihm, worauf er sich sogleich in sie verliebte, und bedenkend, daß eine solche Gabe mehr werth sei als irgend eine Mitgift irgend einer Königstochter, nahm er sie mit heim in seinen Palast und heirathete sie. — Ihre Schwester, die durch die Gabe, Schlangen und Kröten zu sprechen, nicht gewonnen hatte, in deren Umgebung es auch immer unangenehmer wurde, überwarf sich zuletzt auch mit der Mutter, die sie aus dem Hause jagte. Nachdem sie lange unstät in der Welt umhergeirrt, und da Niemand eine Person, die Schlangen und Kröten sprach, bei sich aufnehmen wollte, ging sie im wilden Walde jämmerlich zu Grunde.

Blaubart.

Es war einmal ein Ritter, der besaß viele Häuser in der Stadt und viele Schlösser auf dem Lande, und silbernes und goldenes Tafelgeschirr, und Möbel voll kostbarer Stickereien, und vergoldete Karossen, und Kasten voll Geld — aber er besaß auch einen blauen Bart, und das gab ihm ein so abstoßendes Aussehen, daß Weiber und Mädchen ihn weder leiden noch sehen mochten.

Eine seiner Nachbarinnen, eine vornehme aber arme Dame, hatte zwei sehr schöne Töchter; er warb bei ihr, es der Mutter überlassend, welche von Beiden sie ihm geben wolle. Sie wollten aber allebeide von dieser Parthie nichts wissen, und eine wollte ihn der andern aufreden, da sich keine entschließen konnte, einen Mann mit blauem Barte zu heirathen. Auch hatte es etwas Abschreckendes, daß Blaubart schon mehre Male verheirathet gewesen und daß man nicht wußte, was aus seinen bisherigen Frauen geworden. Es war das jedenfalls ein verdächtiger Umstand.

Blaubart aber kannte die Weiber und die Mittel, ihnen die Köpfe zu verdrehen. Er lud die Mutter und die Töchter, sammt einigen ihrer Freundinnen und mehre junge Männer auf eines seiner Schlösser, wo man sich durch acht Tage auf's Angenehmste unterhielt. Da ging es hoch

und lustig her: nichts als Landparthien, Bälle, Mahlzeiten, Gesellschaftsspiele, Neckereien, dazu wohlangebrachte Geschenke an die Mädchen, wie an die Mutter und an die Freundinnen, die auf die Schwestern am meisten Einfluß hatten.

Kurz, nach acht Tagen fand die jüngere Schwester, daß der Bart ihres Wirthes nur bläulich, nicht blau, und daß er selbst im Ganzen und Großen ein recht galanter Ritter und höchst annehmbarer Ehemann sei. Wenige Wochen nach diesen Lustbarkeiten war Hochzeit. Aber mit den Hochzeiten ist nur in Lustspielen und erfundenen Geschichten alles gut und zu Ende; in der Wirklichkeit fangen die Verwicklungen und manchmal die Schrecknisse und Spannungen nach der Hochzeit erst recht an.

Nach Verlauf des Honigmondes sagte Blaubart zu seiner Frau: „Ich muß in sehr wichtiger Angelegenheit eine längere Reise machen, die mich wohl sechs Wochen lang von Dir, mein Engel, und von meinem jungen Glücke trennen wird. Betrübe Dich darum nicht allzusehr; im Gegentheil, lasse Deine Freundinnen kommen und unterhalte Dich während meiner Abwesenheit so gut als möglich. Hier übergebe ich Dir die Schlüssel zu meinen Vorraths- und Schatzkammern, denn was mir gehört, gehört Dir, und schalte und walte Du damit nach Belieben. Dieser Schlüssel führt zum Saal der Gold- und Silbergeschirre, die man nicht täglich gebraucht; dieser zu meinen Kassen voll Gold und Silber; dieser zu den Kisten, in denen ich meine Diamanten aufbewahre, und dieser hier ist der Hauptschlüssel, der alle Thüren öffnet. Was nun dieses kleine Schlüsselchen betrifft, so führt es in das kleine Gemach am Ende der großen Gallerie. Gehe Du überall hin, wohin es Dir beliebt, öffne alle Thüren, wie Du willst; aber ich verbiete Dir auf's Strengste, in jenes kleine Kabinet einzutreten. Sollte es Dir dennoch begegnen, daß Du es öffnest, so wisse, daß Du von meinem Zorne das Schrecklichste zu erwarten hast."

Sie versprach und betheuerte, seine Verordnungen auf's Gewissenhafteste zu beobachten; er umarmte sie zärtlich, stieg zu Roß und ritt davon.

Die Nachbarinnen, Gevatterinnen und Freundinnen warteten nicht, bis man sie abholte. Kaum war Blaubart abgeritten, als sie schon herbeikamen, neugierig wie sie waren, alle Reichthümer und Herrlichkeiten der jungen Frau zu sehen, während sie bisher nicht gewagt hatten sie zu besuchen, aus Furcht vor dem blauen Barte. Da liefen sie nun, voll Neugierde, durch Zimmer und Zimmerchen, durch Säle und Sälchen und Schatzkammern, und konnten sich nicht genug verwundern und manche beneidete die glückliche Blaubärtin. Diese Tapisserien, diese Sophas, diese Lehnstühle, diese ausgelegten Tische — es war Alles über alle Beschreibung reich und schön;

jedes Kabinetchen ein grünes Gewölbe; am schönsten aber waren die großen Spiegel mit den prächtigen Rahmen, in denen das häßlichste Frauenzimmer reizend aussah. Sie waren Alle wie berauscht von den schönen Sachen und Manche bedauerte, daß es nicht noch viele solche Blaubärte in der Welt gebe. Am wenigsten unterhielt sich bei all dem die Beneidete, die Frau des Hauses selbst; sie war zerstreut; sie konnte es nicht erwarten, hinabzusteigen in die Gallerie und das kleine Kabinet zu öffnen. Die Neugierde verzehrte sie und am Ende hielt sie es nicht länger aus, verließ unartigerweise ihre Gesellschaft und schlüpfte über eine verborgene Wendeltreppe so schnell hinab, daß sie zwei- oder dreimal in Gefahr war, den Hals zu brechen. Erst vor der Thüre des kleinen Kabinettes kam sie einigermaßen zur Besinnung und überlegte, ob es auch recht sei, die Verbote des Gatten so sehr außer Acht zu lassen, und ob ihr aus ihrem Ungehorsam nicht etwelches Unglück erwachsen könne? Sie erinnerte sich des Gesichtes, das Blaubart gemacht hatte, als er ihr einschärfte, das Kabinet nicht zu öffnen, und sie schauderte. Aber die Versuchung war zu groß; sie konnte nicht widerstehen — und schon hielt sie das kleine Schlüsselchen in der Hand, und schon hatte sie, obwohl zitternd, die Thüre geöffnet.

Zuerst sah sie nichts, gar nichts, weil die Fenster geschlossen waren; nach einigen Minuten sah sie, daß der Boden mit geronnenem Blut bedeckt war, und daß sich darin mehre an die Wand gehängte todte Frauen spiegelten. Es waren das die Frauen, die Blaubart früher geheirathet und die er alle, eine nach der andern, abgeschlachtet hatte. Sie war halb todt vor Schrecken und das Schlüsselchen, das sie aus dem Schlosse gezogen, entfiel ihren Händen.

Nachdem sie sich wieder gefaßt, hob sie das Schlüsselchen auf, schloß die Thüre und lief in ihr Zimmer, um sich zu sammeln und von ihrem Schrecken zu erholen. Aber das wollte ihr nicht gelingen, so sehr erschrocken und aufgeregt war sie.

Da sie bemerkte, daß das Schlüsselchen mit Blut befleckt war, wischte sie es zwei- und dreimal ab, aber das Blut wollte nicht weichen; sie mochte es noch so sehr waschen und mit Sand und Bimsstein reiben, der Blutfleck blieb nach wie vor, denn der Schlüssel war ein Zauberschlüssel, da half nichts, und wenn der Blutfleck an einer Stelle verschwand, kam er an einer andern wieder zum Vorschein.

Blaubart kehrte noch am selben Abend von der Reise zurück und erzählte, daß er durch Briefe, die er unterwegs erhalten, in Erfahrung gebracht, daß die Reise überflüssig und daß seine Angelegenheiten auf's Beste geordnet seien. Seine Frau that alles Mögliche, um ihn glauben zu machen, daß sie über seine frühe Rückkehr hocherfreut sei.

Am nächſten Morgen verlangte er die Schlüſſel zurück; ſie übergab ſie ihm, aber mit ſo arg bebenden Händen, daß er leicht errieth, was geſchehen war. — „Wie kommt es," fragte er, „daß der kleine Schlüſſel zum Kabinet hier fehlt?"

„Ich werde ihn wohl oben auf dem Tiſche haben liegen laſſen."

„Vergiß nicht, mir ihn alsbald zu bringen," ſagte Blaubart.

Sie ſchob es mehre Male auf, aber am Ende mußte ſie den Schlüſſel denn doch herbei bringen.

Blaubart betrachtete ihn und ſagte dann:

„Wie kommt Blut an dieſen Schlüſſel?"

„Ich weiß es nicht," antwortete das arme Weib, blaß wie der Tod.

„Du weißt es nicht," ſchrie Blaubart, „ich aber weiß es, ich! Du wollteſt in das Kabinet! Nun wohl, Madame, Sie (das Ungeheuer fing an „Sie" zu ſagen), nun wohl, Madame, Sie ſollen Ihren Willen haben, Sie werden hineinkommen in dieſes Kabinet und Sie werden Ihren Platz einnehmen neben den Damen, die Sie dort zu ſehen das Vergnügen hatten."

Sie warf ſich ihm zu Füßen, weinte und bat um Verzeihung und Gnade mit allen erkenntlichen Zeichen der Reue, ungehorſam geweſen zu ſein. Sie weinte, wie man ſich denken kann, vergebens, denn Blaubart hatte ein Herz von Stein.

„Sie müſſen ſterben, Madame," ſagte er gefaßt, „und zwar gleich."

„Wenn ich ſchon ſterben muß," ſagte ſie mit vor Thränen zitternder Stimme, „ſo laſſen Sie mir nur ſo viel Zeit, um mein Gebet verrichten zu können."

„Ich gewähre Ihnen eine halbe Viertelſtunde, und keine Minute mehr."

Als er ſie allein ließ, rief ſie ihre Schweſter und ſagte zu dieſer: „Schweſter Anna, ich bitte Dich, ſteige auf den Thurm, ſo hoch Du kannſt, und ſieh ob nicht meine Brüder kommen; ſie haben ſich auf heute zu Beſuche angeſagt, und wenn Du ſie kommen ſiehſt, mache ihnen Zeichen, daß ſie ſich beeilen."

Schweſter Anna ſtieg auf den Thurm ſo hoch ſie konnte und die arme Betrübte rief von Zeit zu Zeit zu ihr hinauf: „Anna, Schweſter Anna, ſiehſt Du nichts kommen?" und Schweſter Anna antwortete:

„Ich ſehe nur die Sonne, die ſchimmert, und das grüne Gras, das glihert."

Unterdeſſen ſtand Blaubart, mit einem großen Meſſer in der Hand, unten, und rief aus Leibeskräften ſeiner Frau: „Komme raſch herunter, oder ich ſteige hinauf!"

„Noch einen Augenblick!“ antwortete seine Frau, und dann rief sie leise: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“ und Schwester Anna antwortete:

„Ich sehe nur die Sonne, die schimmert, und das grüne Gras, das glihert.“

„So komm' doch!“ schrie Blaubart, „oder ich steige hinauf!“

„Ich komme!“ antwortete seine Frau, dann rief sie: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“

„Ich sehe,“ erwiederte Schwester Anna, „einen großen Staub, der sich von jener Seite erhebt.“

„Sind es meine Brüder?“

„Ach nein, meine Schwester, es ist eine Schafherde.“

„Willst Du nicht endlich kommen?“ schrie Blaubart.

„Noch eine Minute,“ antwortete seine Frau, dann rief sie: „Anna, Schwester Anna, siehst Du nichts kommen?“

„Ich sehe,“ antwortete Schwester Anna, „ich sehe zwei Reiter von jener Seite kommen, aber sie sind noch sehr weit.“ Und einen Augenblick später rief sie: „Gott sei gelobt, es sind die Brüder; ich mache ihnen, so viel ich kann, Zeichen, daß sie sich beeilen.“

Blaubart schrie und rief jetzt so stark, daß das Haus zitterte. Das arme Weib stieg hinab, warf sich ihm zu Füßen, weinte und jammerte ganz fürchterlich und rang die Hände.

„Das führt zu nichts,“ sagte Blaubart, „Du mußt sterben!“

Dann griff er mit einer Hand in ihr Haar, mit der andern schwang er das große Messer, um ihr den Kopf abzuschneiden. Die arme Frau wandte sich zu ihm, sah ihn mit brechenden Augen an und bat noch um einen Augenblick, um sich zu sammeln.

„Nein! Nein! empfiehl Deine Seele Gott auf's Beste!“ rief er und hob den Arm .... In diesem Augenblick schlug man so gewaltig an die Thür, daß Blaubart stutzte; man öffnete sogleich; zwei Ritter mit gezückten Schwertern traten ein und stürzten sich geradenwegs auf Blaubart.

Er erkannte die Brüder seiner Frau, den Dragoner und den Kürassier, und wollte auf und davon gehen; aber die Brüder verfolgten ihn auf dem Fuß, erwischten ihn bevor er aus dem Hause war, stießen ihm die Degen mitten durch den Leib und streckten ihn todt hin. Die arme Frau, die fast eben so todt war wie ihr Gatte, hatte kaum Kraft genug, um sich zu erheben und ihre Brüder zu begrüßen.

Blaubart hatte keine Anverwandten und so fiel die ganze Erbschaft seiner Frau zu. Einen Theil ihres ungeheuren Vermögens gab sie ihrer Schwester Anna und verheirathete sie mit einem trefflichen jungen Mann, der sie seit lange liebte; einen andern Theil überließ sie ihren Brüdern, die, als Offiziere, diesen Zuschuß sehr wohl brauchen konnten, und den Rest brachte sie einem soliden Manne zu, an dessen Seite sie die schweren Stunden ihrer kurzen Ehe mit Blaubart im Glücke vergaß.